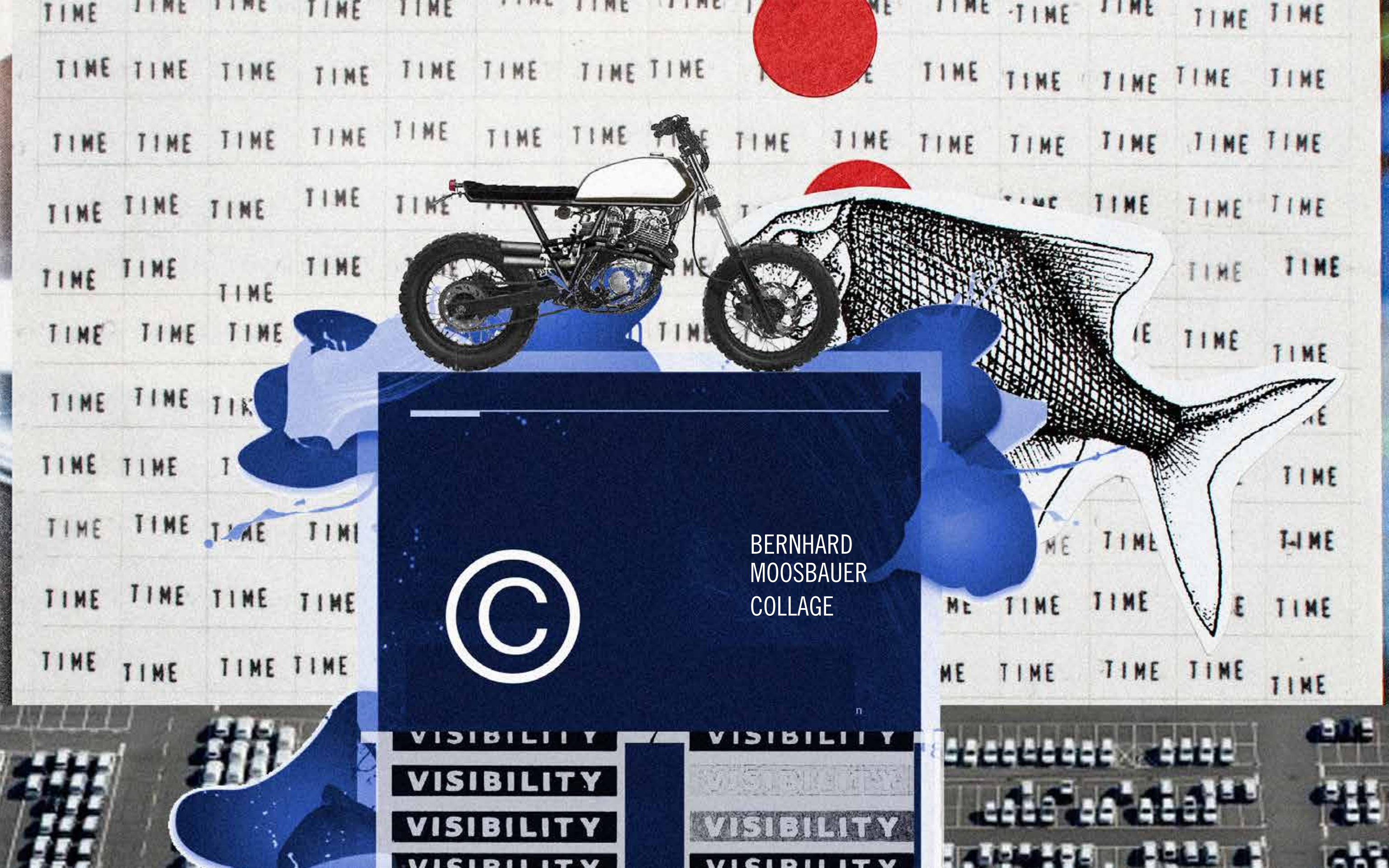




BERNHARD
MOOSBAUER
COLLAGE



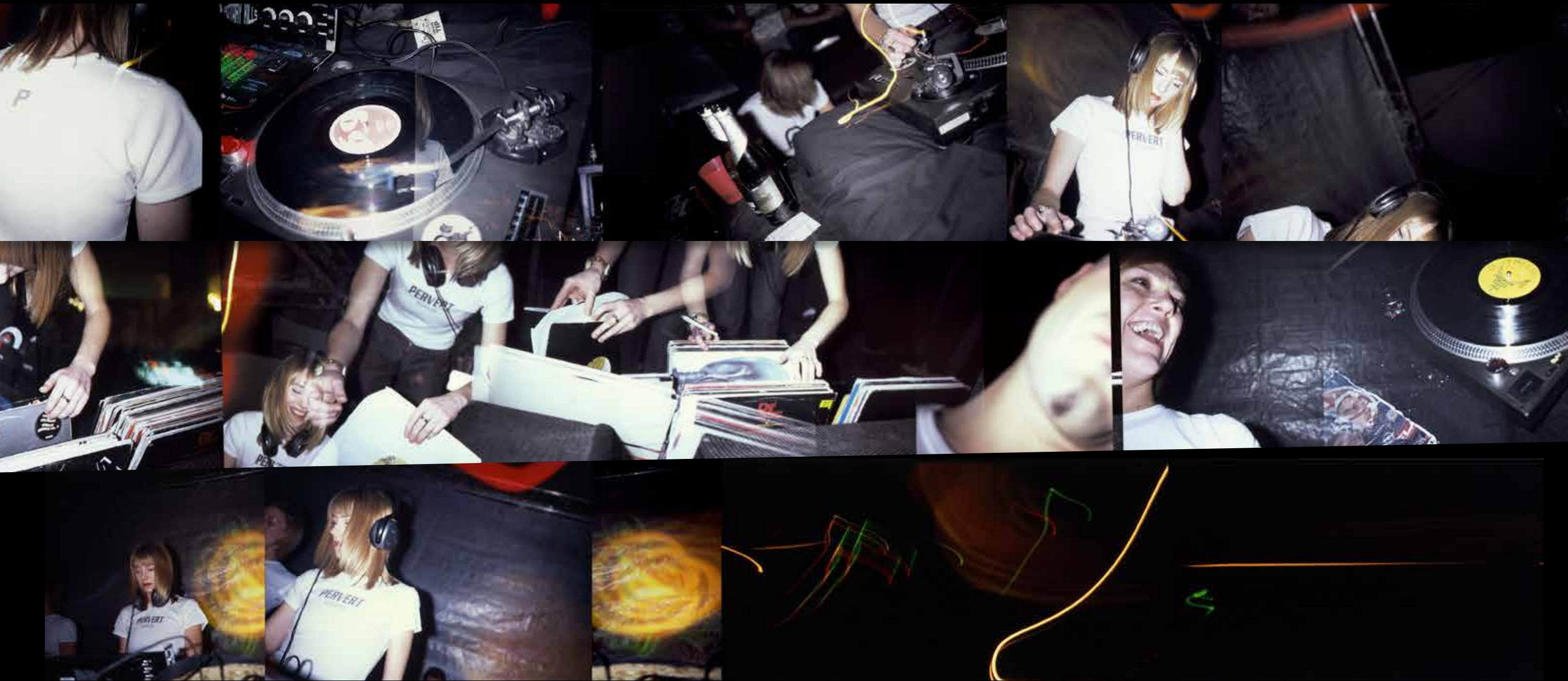
VISIBILITY
VISIBILITY
VISIBILITY
VISIBILITY

VISIBILITY
VISIBILITY
VISIBILITY
VISIBILITY

12inch - Dj-Portraits

Freie Arbeit für ein lokales DJ-Fanzine

Andrea Parker



Gum Team



Fauna Flash DJ Team



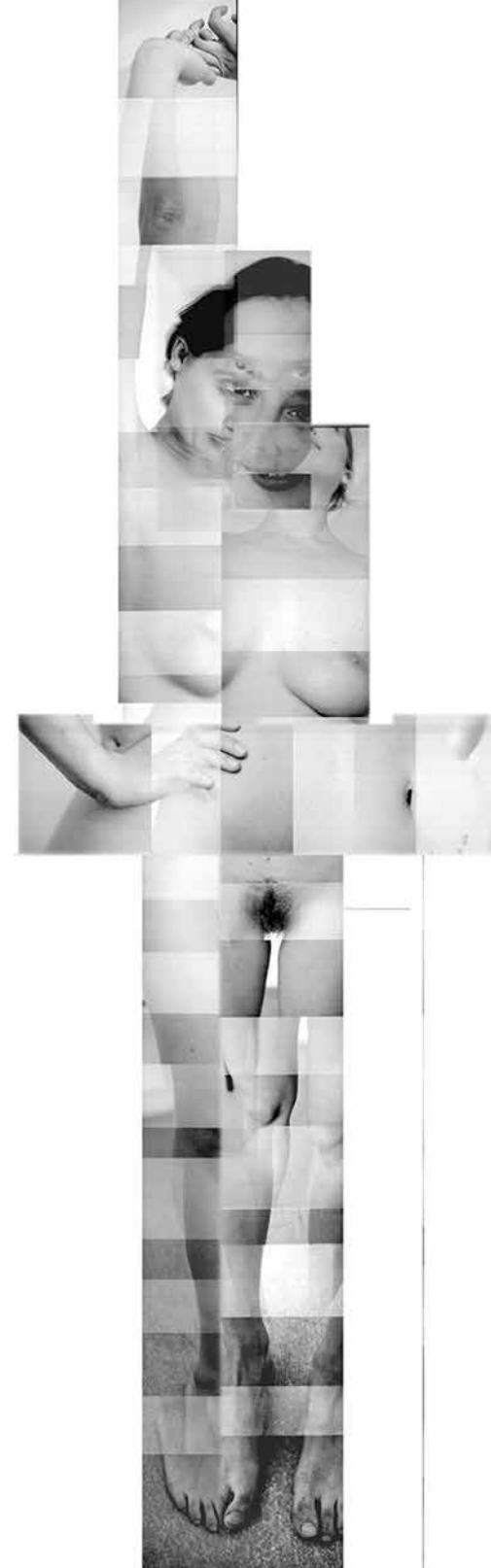
Sabotage DJ Team

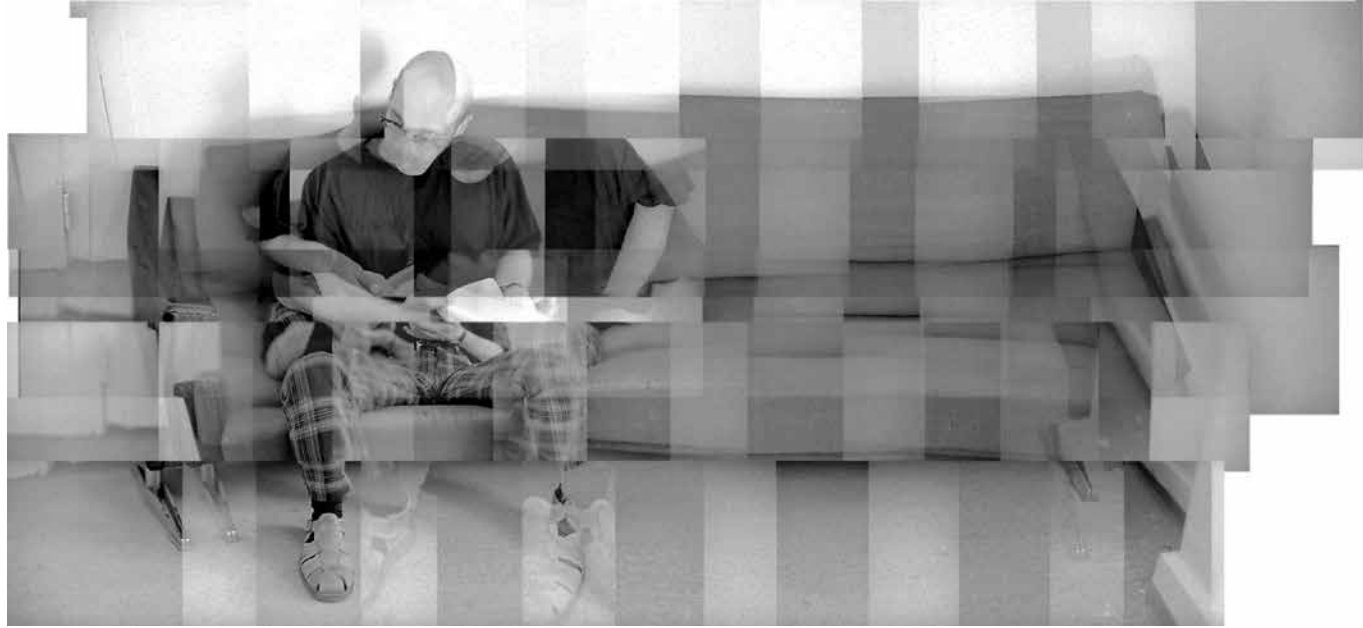


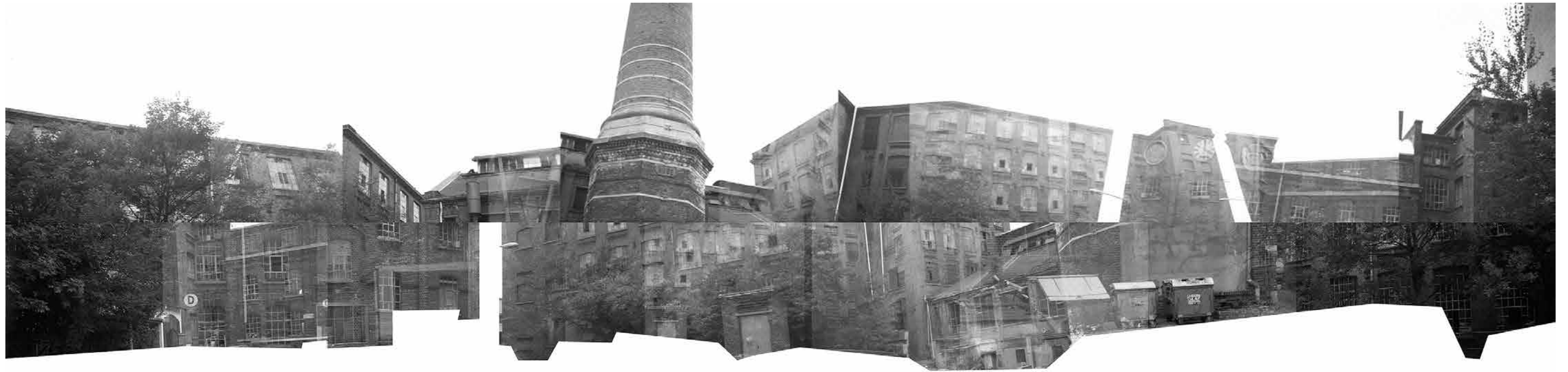
Scan

Freie Arbeit





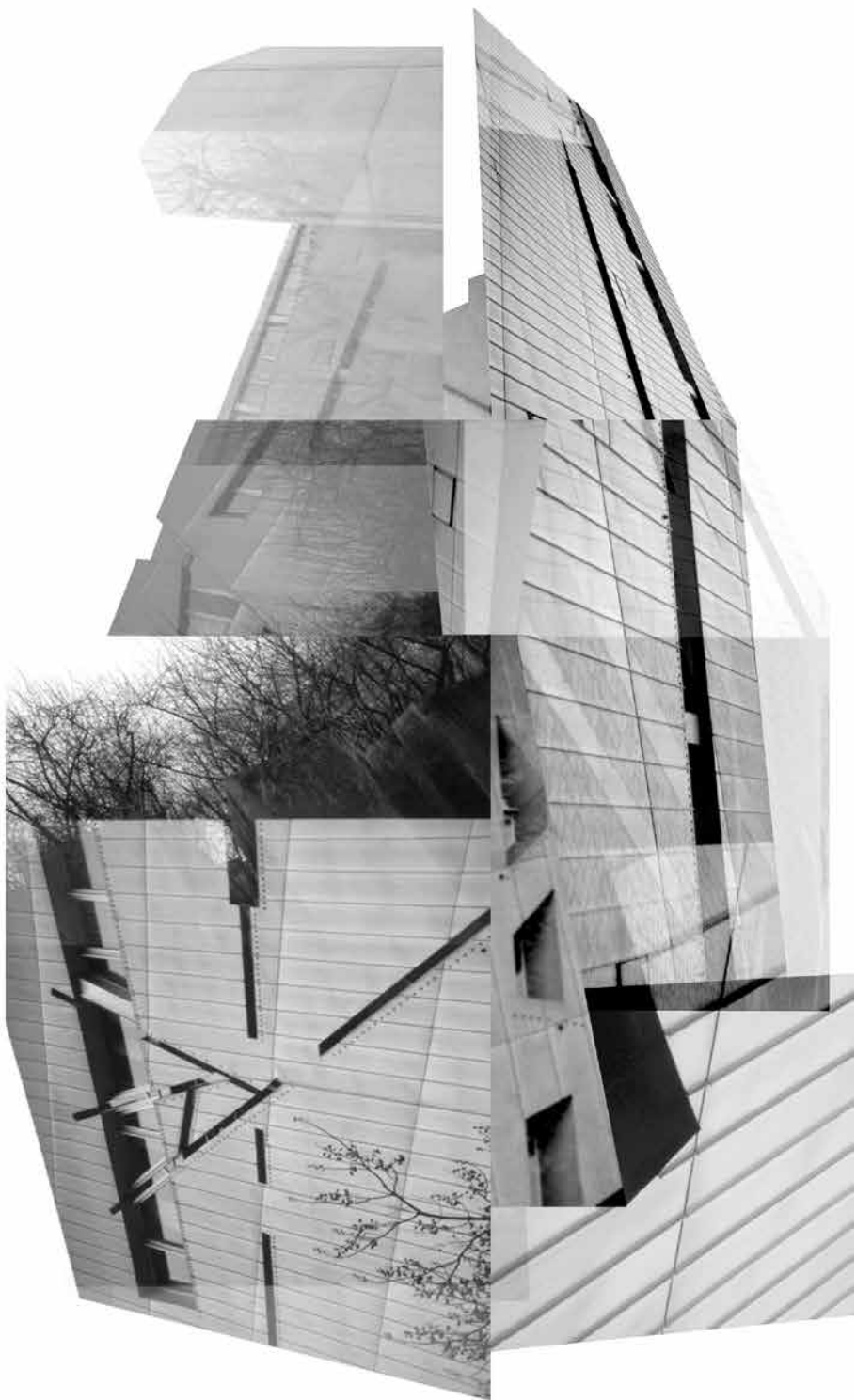


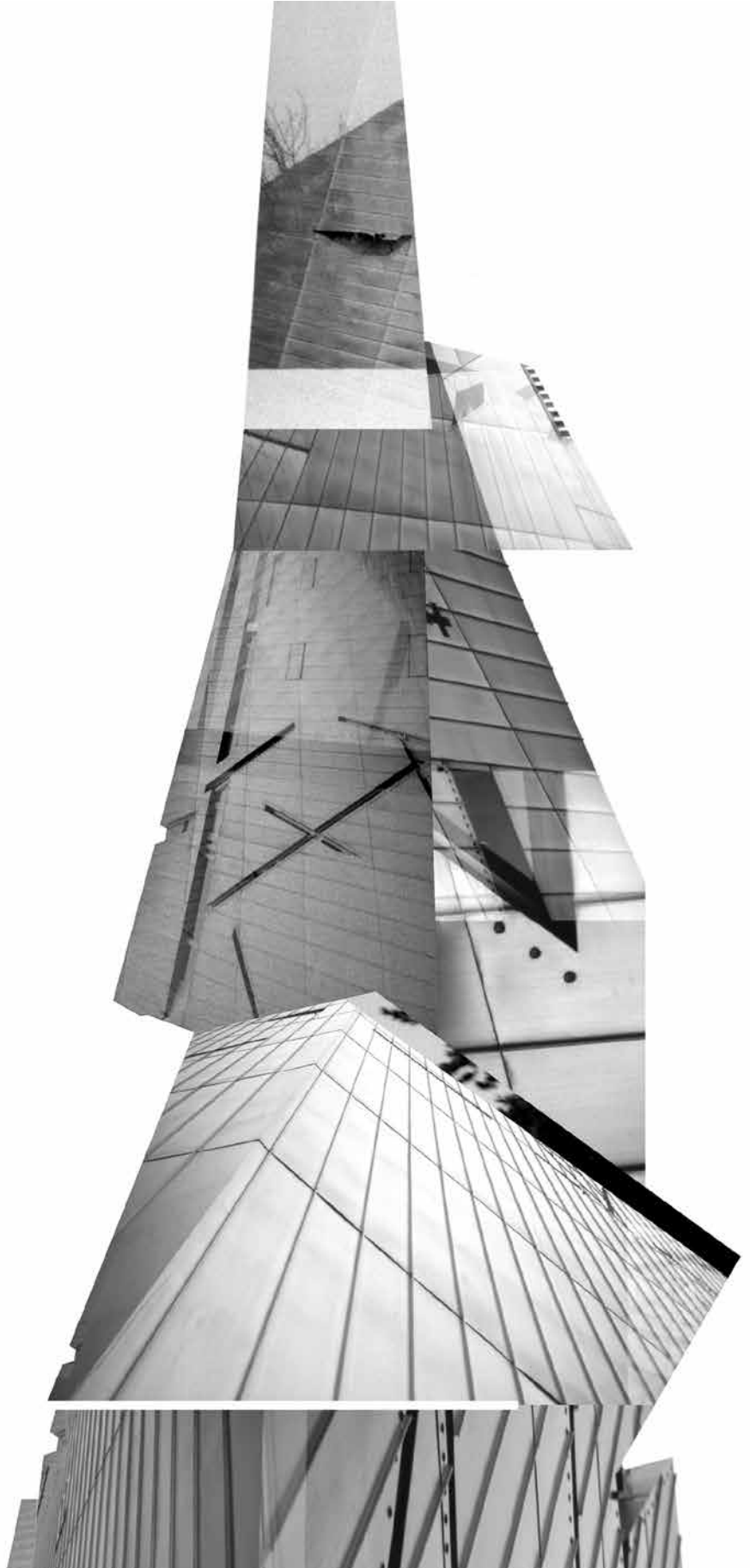
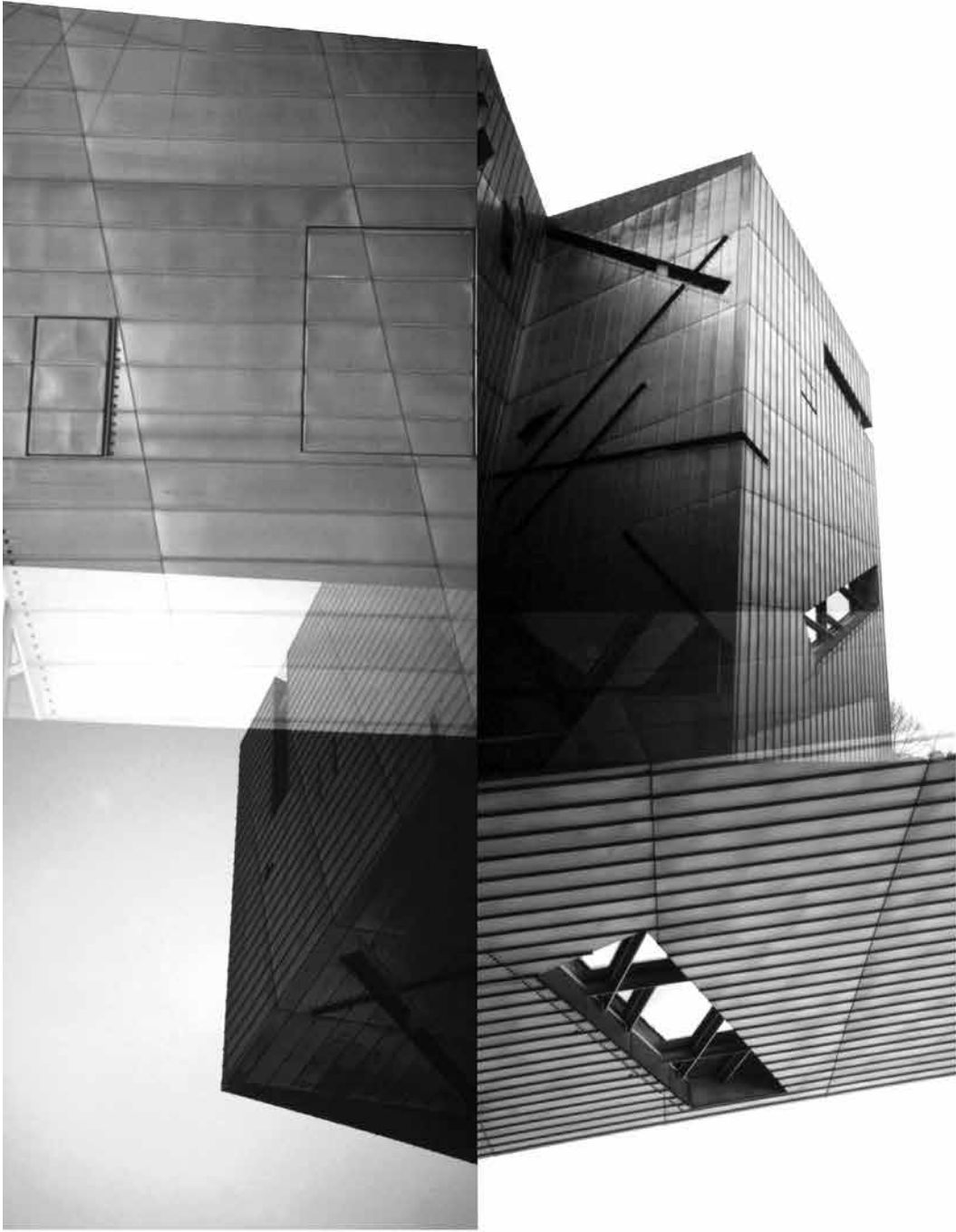


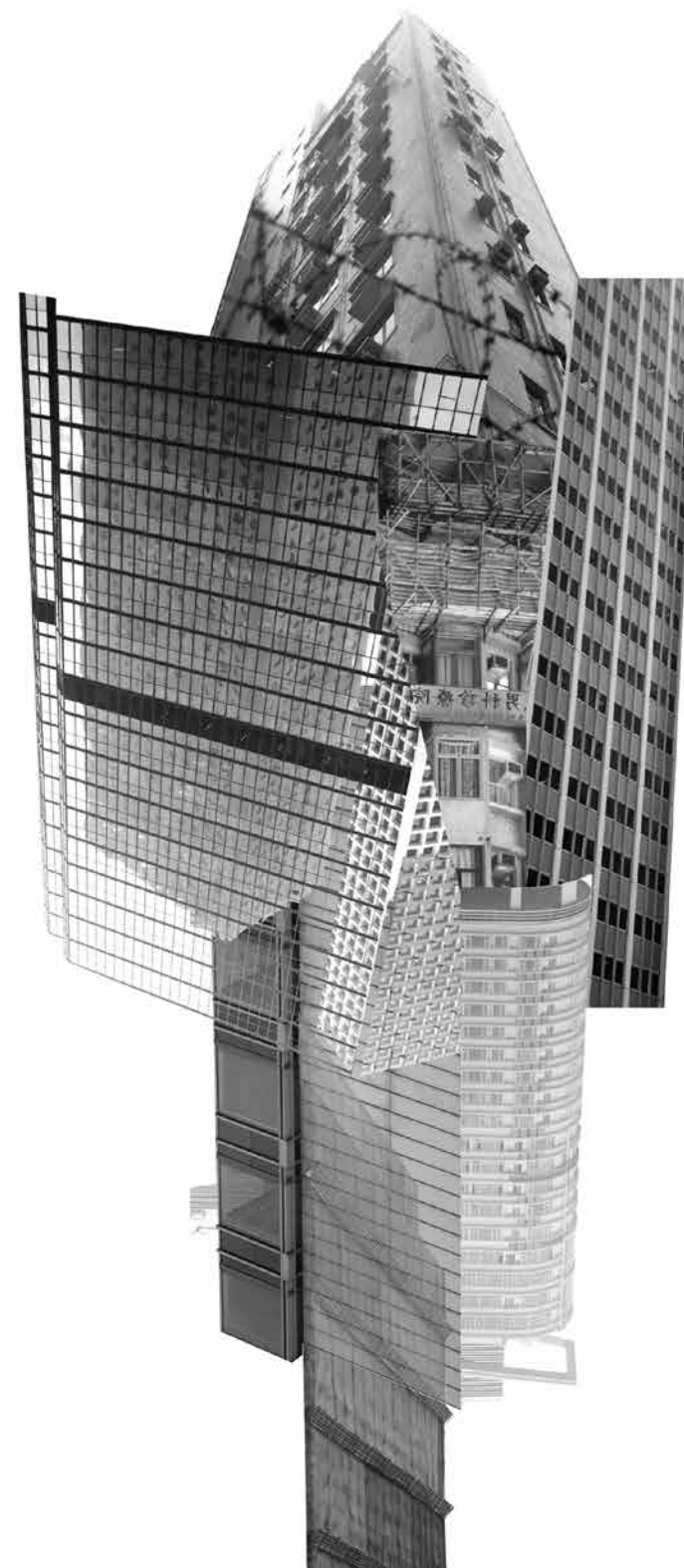
Cityscapes

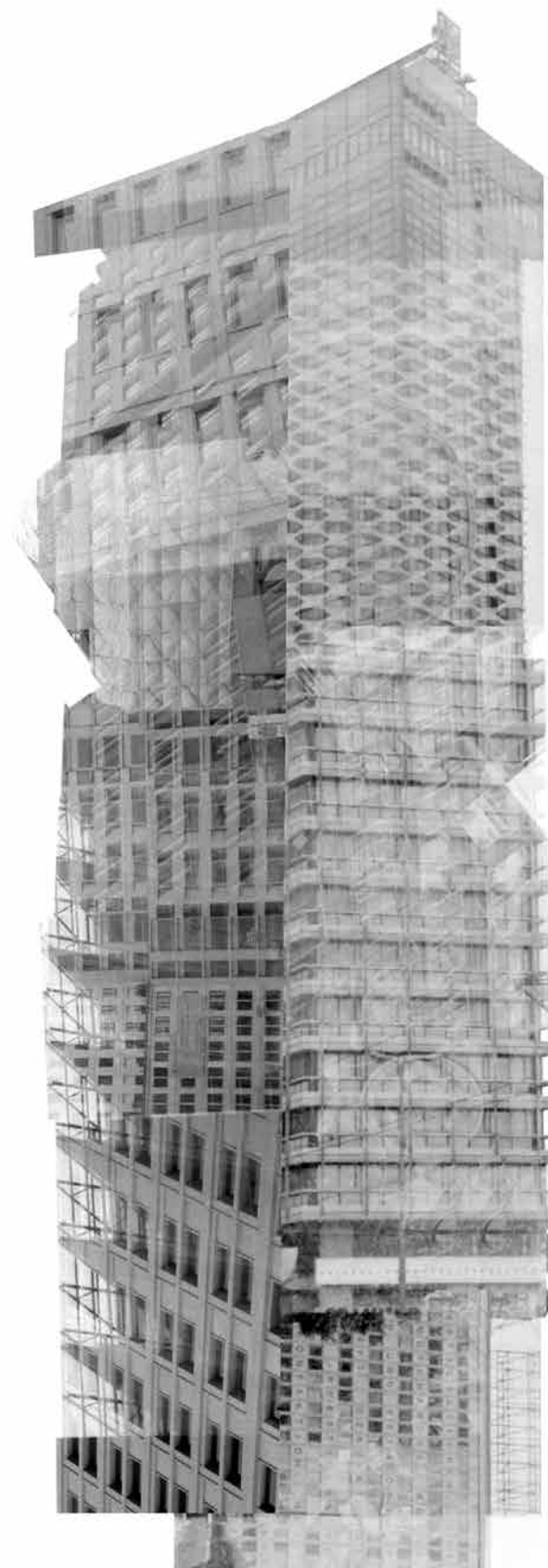
Freie Arbeit











Vergesst eure Jugend

Collagen zur Illustration zweier Artikel
über die Krise in Spanien



Vergesst eure Jugend I

Die Geschichte meiner Mutter und unsere Flucht in die Herkunftsunsicherheit. Eine dokumentarische Reise durch die spanische Tristesse und der Versuch, die Brüche Europas zu verstehen. ERSTER TEIL (Lesezeit: 40 Minuten)

TEXT: ISABELLA ALONSO DE VERA HINDKJÆR
ILLUSTRATIONEN: BERNHARD MOOSBAUER

I Platz des Stiers

14. November 2012, Santa Cruz, Teneriffa.

Der Weg zur Stierkampfarena ist öde, Busse und Straßenbahnen fahren nicht. Also sind wir den ganzen steilen Weg gelaufen, zum höchsten Punkt von Santa Cruz, der Hauptstadt Teneriffas. Fassaden, Gemäuer und die Laternen sind übersät mit dem Logo des Generalstreiks. Graffiti und Plakate, 14N.

Vor einem Regierungsgebäude laufen wir an zwei Polizisten vorbei, die an einen Einsatzwagen gelehnt dastehen, auf ihren Telefonen herumwischen. Es ist früher Abend, kurz vor sechs, und ich fange an mich zu wundern, wo die Anderen bleiben. Gerade jetzt bin ich nichts weiter als eine ahnungslose dänische Journalistin. Ich werfe meinem Vetter Nico einen fragenden Blick zu. Er weiß, wann und wo sich die Protestbewegung der *Indignados* über Facebook verabredet hat.



Nico schaut ungeduldig auf seine Uhr. Er kramt einen zusammengerollten Karton unter dem Arm hervor und faltet ihn aus –

DIES IST
KEINE KRISE
ES IST EIN
ÜBERFALL
AUF DAS VOLK

Den ganzen Vormittag wurden wir mit Fernsehbildern aus Madrid, Barcelona und Valencia bombardiert. Dort begannen die Unruhen gegen Mitternacht, und sofort gab es Meldungen über Verletzte, über Gefangennahmen. Auch Portugiesen, Italiener und Griechen streiken. Die Medien berichten von Sympathiedemonstrationen anderswo in Europa. Auf der Insel warten wir gespannt. Hier draußen im Atlantik, wo die Uhrzeit eine Stunde hinter dem Festland zurückliegt und die Einwohner zu den Ärmsten unter den Spaniern gehören, ist es friedlich.

Menschen kinnküssen einander, und bald summt es auf dem Platz vor Gesprächen. Die Polizei hat auf dem Trottoir zwei Wagen geparkt. Einige wenige Wachmänner stehen mit ihren Armen überkreuzt da und betrachten die Menge.



Plötzlich von fern ein Nebelhorn und verzerrtes Pfeifen – die Geräusche kommen näher; weiter die Straße runter sehe ich eine große Gruppe junger Demonstranten hinter einem bemalten Laken auf uns zukommen.

"NO TENEMOS FUTURO, A QUE VAMOS A TENER MIEDO?", steht da. *Wir haben keine Zukunft, vor was also sollen wir Angst haben?*

1960, mitten im spanischen Wirtschaftsboom, kommt María Alonso, als drittes Kind der Eheleute Teofila und Andrés, in dem kleinen Bergdorf La Laguna zur Welt. Zum Ärger von Andrés wurde sie nicht als der erhoffte Sohn geboren. Der folgte drei Jahre später. María bekam also noch einen kleinen Bruder. Sie musste früh lernen, um Aufmerksamkeit zu kämpfen. Obwohl sie ein ganz reizendes Mädchen war, hatte sie es doch schwer, mit dem Wunschsohn und den zwei großen Schwestern, die für die vom Großvater geerbten blauen Augen bewundert wurden, mitzuhalten. María hatte vor allem das wilde Temperament des Vaters geerbt. Sie war das freche Mädchen in der Schulklasse, mit braunen Bambiaugen und einer Schnauze wie die eines Seefahrers.



Das Schlagbrett bekam María mit vier das erste Mal zu spüren. Da hatte sie ihre Klassenlehrerin eine verfluchte Schlampe geschimpft und sich dann geweigert, auf ihren Platz zurückzukehren. Nach der Schule nahm sie selten den direkten Weg nach Hause, streifte stattdessen allein durch die Berge. Oder sie Pflückte heimlich Pflaumen von den Feldern, rief anderen Jungs Schimpfwörter hinterher und warf Steine nach wilden Hunden. Es gab kaum etwas, das María Angst machte. Nicht mal der Arschvoll, den sie bekam, wenn sie, als es schon dunkel war, wieder zuhause auftauchte.

„Kommst du mich bald besuchen?“

Das versprach ich ihm. Ich sollte es bald tun, sagte er, er sei ebenfalls auf dem Weg nach anderswo.

Nach unserem Gespräch beschloss ich, mir anzusehen, was es ist, das die Menschen Teneriffa verlassen lässt. Wenn ich an das Spanien meiner Kindheit denke, habe ich nur gute Erinnerungen. Die Insel, der schwarze Sand, wo Fremde einander Kinnküsse geben, wo man die Apfelsinen im Garten der Großmutter von den Bäumen pflücken kann. Ich erinnerte mich, wie wir *Siesta* machten, wenn die Sonne hoch am Himmel stand. Und wenn sie unterging, war *Fiesta*, ein großes Fest für die ganze Familie. So ging das die Neunziger hindurch, bis weit ins neue Jahrtausend – jeden Sommer und jeden Winter kaufte meine Mutter für uns Flüge nach Teneriffa.



Mutter hatte Sehnsucht nach ihren Wurzeln, ich hatte Sehnsucht nach meinem Vetter Nico. Er war zehn Jahre älter, und ich wurde sein Schatten. Selbst als Teenager hatte er viel Geduld mit mir, er nahm mich überall hin mit. Ich war auf dem Basketballplatz dabei, wo seine Freunde mir das Fluchen beibrachten. Danach gingen wir an den Hafen, und Nico war es, der mit dem Schwimmen beibrachte und mir zeigte, wie man gefahrlos vom Kai springt. Ich freute mich jedes Mal so sehr darauf, ihn zu sehen. Jedes Jahr stand er, wenn wir landeten, am Flughafen und wartete auf uns.

Wir landen. Ich finde meinen Koffer und gehe zum Ausgang. Da steht Nico. Er winkt. Auch *Abuela* ist da, meine Großmutter. Lächelnd kommen sie mir entgegen. Das Bild einer Familienzusammenkunft, denke ich. *Abuela* streckt ihre Arme aus nach mir, hat Tränen in den Augen. Doch sie weint nicht meinetwegen. In mir sieht sie eine andere Person, die ihr hier vor 34 Jahren *adiós* sagte.



IV

Ein bisschen für immer

18. August 1978, im deutschen Luftraum

Maria schreckt auf, als sie die Stimme des Piloten durch den Lautsprecher hört. Sie versucht sich auf die englischen Wörter zu konzentrieren. Landung, heißt es. Es ist Marias erste Auslandsreise. Ein Rückflugticket hat sie nicht.

Facha wurden die Anhänger Francos genannt. Nun verwenden die jungen Spanier den Ausdruck für die Regierenden. Nico erzählt, sein Freund aus Madrid sei nur bei einer einzigen Demonstration dabei gewesen. „Und das war, als sie seinen Weihnachtsbonus kassiert haben. Welch schöne Form der Solidarität!“ Nico schlägt die Hände auf das Lenkrad. „Was ist mit mir? Er denkt nicht daran, was die Krise mit anderen macht.“

Nico war bei allen großen Demonstrationen dabei. In vierzehn Tagen geht es beim großen Generalstreik weiter.

„Du kommst mit! Das musst du mir versprechen“, sagt er.



Wir kommen zum Friedhof. Überall parkende Autos. Drinnen stehen die Leute vor den traditionellen katholischen Grabplatten und unterhalten sich gut hörbar miteinander. Nico kommt nicht mit. Er ist nicht religiös. Zur großen Verwunderung meiner Großmutter geht er nur äußerst selten in die Kirche. Sie drückt mich vorwärts durch die Menge, bis zum Grab meines Großvaters, der auf der untersten Etage begraben liegt, eine große, weiße Platte, davor ein mächtiger Strauß Blumen. Dafür haben die Familien zu sorgen. Da geht es um die Ehre.

< w05 | 2014



TEXT: ISABELLA ALONSO DE VERA HINDKJÆR
FOTOGRAFIE: BERNHARD MOOSBAUER

VI

Francos Kinder

2. Dezember 1978, Friedenskirche, Odense (DK)

Ihre Augen liegen im Schatten einer dicken Schicht Make-up, María schreitet über den Kirchenboden. Sie trägt ein flatterndes weißes Kleid und einen Mittelscheitel. Abgesehen von Johnnys Familie ist die Kirche fast leer. Es sieht nach einer gewöhnlichen Hochzeit aus. Nur, dass die komplette Familie der Braut fehlt. Es ist der Vater des Bräutigams, der María zum Altar führt. Ihr eigener liegt 5.000 Kilometer entfernt auf einem Friedhof.

Johnnys Familie machte sich Sorgen um María. So wäre sie nicht behandelt worden, wenn sie eine dänische Versichertenkarte gehabt hätte, meinte Johnnys Vater. Er schlug vor, dass Johnny und María heiraten sollten. Nur zur Sicherheit. Das „Ungewollte“ könne schließlich wieder passieren.

María hielt nicht viel von dem Vorschlag, aber sie traute sich nicht, nein zu sagen. Nicht jetzt, wo die Familie sie so freundlich aufgenommen hatte.



Nach der Abtreibung bekam María zum ersten Mal Besuch von zuhause. Tante Fermina und Dr. Horn. Sie hatten Blumen dabei. María erzählte nicht, weshalb genau sie im Krankenhaus lag, sprach von einer Sache mit dem Blinddarm. Es stellte sich heraus, dass Tante Fermina nach Dänemark gekommen war, um ihre Nichte nachhause zu holen. Sie sei lange genug fort gewesen. Das Abenteuer war zu Ende.

Aber María wollte nicht mit. Obwohl sie ihre Mutter mehr vermisste als jemals zuvor, sie wollte nicht aufgeben, wollte nicht zurück in das kaputte Land, aus dem sie gekommen war.

Nico blickt von der aufgeschlitzten Maus skeptisch zu mir herüber.

„Ein Abenteuer ist kein Abenteuer wenn es aus der Not heraus beginnt.“

Es irritiert mich, dass er das sagt. Er klingt mir zu gemütlich. Denn ich weiß, wozu Menschen, die in Not geraten, in der Lage sind.

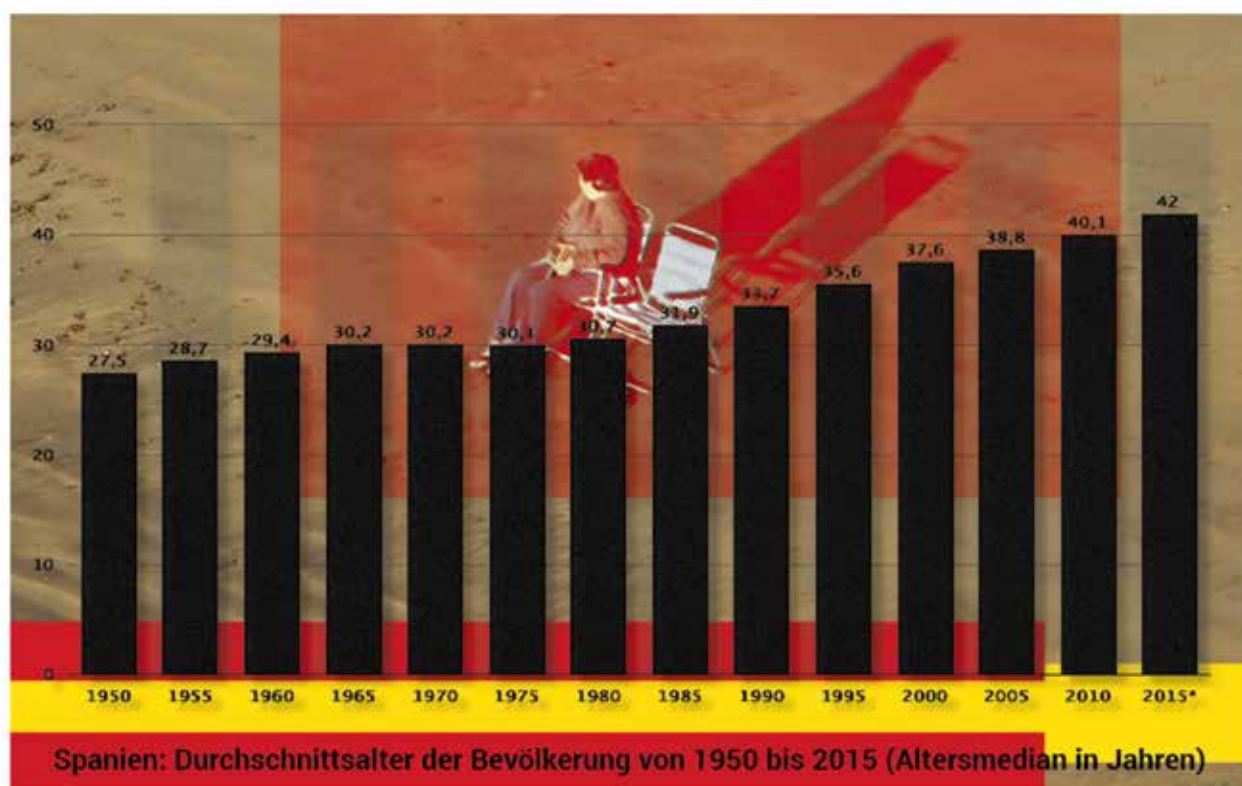


Kurz bevor ich losflog, erzählte mir meine Mutter von Juan Carlos, einem älteren spanischen Maurer ohne Job, den sie in Kopenhagen kennengelernt hatte. Eines Morgens fand sie ihn sitzend auf der Treppe vor der spanischen Botschaft. Er hatte weder Geld noch Pass, keine Ahnung, was er mit sich anfangen sollte. Er saß mit einem altmodischen Reisekoffer zwischen den Beinen da und blutete am Kopf. Sie nahm ihn mit in die Botschaft, in ihr Büro. Dort erzählte er, dass er am Tag zuvor in Kopenhagen angekommen war. Sein allerletztes Geld hatte er für ein Flugticket nach Dänemark ausgegeben. Dann war er von Baustelle zu Baustelle gegangen, um Arbeit zu suchen. Juan Carlos sprach kein Wort Englisch, er hatte keine Papiere bei sich, und bei seinen Versuchen, an Arbeit zu kommen, war über ihn gelacht worden. Müde und hungrig fand er schließlich eine Herberge für Obdachlose im Stadtteil Nørrebro. In der Nacht gab es im Heim Streit zwischen den Männern im Schlafsaal. Als die Polizei kam, gingen einige Männer nach draußen, um mit Steinen zu werfen. Auch Juan Carlos ging raus, um zu sehen, was vor sich ging. Er bekam einen Stein ins Gesicht. Eingeschüchtert suchte er Zuflucht in einem Park. Hier fand er eine Bank und legte sich hin bis zum Morgengrauen.

Im Sommer nach der Scheidung fliegt María nach Teneriffa. Sie besucht ihre Schwester Victoria in ihrer neuen Dreizimmerwohnung.

Während María fort war, hat Spanien die Diktatur und den Bürgerkrieg weit hinter sich gelassen. Das Land wurde in die Nato und die Europäische Gemeinschaft aufgenommen. Die Wirtschaft boomt, neue Wohnungen und Hotels entstehen allerorten. Die Generation von Mariás Mutter traut ihren Augen nicht. Wie hat Spanien das geschafft, fragen sich die Großeltern. Diese Männer und Frauen, die erlebt haben, wie eine halbe Million ihrer Landsleute getötet wurden oder verhungern mussten. Jetzt gehen ihre Kinder in eine Bank und leihen sich Millionen. Die jungen Spanier sind mehrere Zentimeter größer als ihre Eltern, leben gesünder und länger als je zuvor.

Spanien ist wieder zu Kräften gekommen.



Die Regierung hat den Nutzen von öffentlichen Investitionen entdeckt und ist dabei das Fundament zu legen für das, was später einmal zu Europas besten Gesundheits- und Bildungssystemen zählen wird. Spanien möchte ernst genommen werden. Nicht bloß als Volk von soliden Tomatenbauern, sondern als ein Volk von Wissenschaftlern und Erfindern.

„Jetzt werden wir alle reich“, sagt Victoria.

Nico hat mir in Candelaria das schwimmen beigebracht, als wir noch Kinder waren.

Ich erzähle ihm, dass es mir schwer fiel, die Krise in La Laguna zu erkennen. Deshalb schlug er diesen Ausflug vor.

„Hier ist die Krise allgegenwärtig“, hatte Nico gesagt.

Candelaria ist ein Ferienort in dem der ärmere Teil der lokalen Mittelklasse, dank des wirtschaftlichen Aufschwungs in den 80ern, es sich leisten konnte, ein Sommerhaus zu kaufen. Im Laufe der Nullerjahre wurde die Stadt zum Ghetto der südamerikanischen Einwanderer, die auf die Kanaren geströmt waren.



Vor ein paar Jahren gehörte es zum Alltag, dass Boote afrikanischer Flüchtlinge an der Küste landeten. Heute nicht mehr. Die Afrikaner, die sich in Spanien niedergelassen hatten, fingen an, Richtung Norden zu ziehen, als die Krise das Land traf. Heute sind viele von ihnen obdachlos in Dänemark, Deutschland und anderen Mitgliedstaaten der EU.

Auf den ersten Blick ist die Stadt wie ich sie in Erinnerung habe: Das Meer, der Strand, sogar der Bäcker und der vertraute Duft nach frisch gebackenem Kuchen. Aber es dauert nicht lange, bevor etwas sich falsch anfühlt.

„Wo sind die Touristen“, frage ich meinen Nico.

In Spanien hat das Rote Kreuz eine Kampagne gestartet, die Spanien daran erinnern soll, dass auch Einwanderer ihren gesellschaftlichen Beitrag leisten. Plakate in den Städten zeigen Bilder lächelnder Einwanderer. Mein Blick fällt auf ein Plakat mit einer hübschen, dunkelhaarigen Frau im roten Kleid. Es sagt, dass sie als Friseurin arbeitet. „Charo aus Ecuador kümmert sich auch um deine Haare“, steht da in großen Buchstaben.

Ich gehe zurück zur Frau mit den Grillhühnchen und finde eine Lokalzeitung, der heute ein Geschenk beiliegt, ein kleiner Anhänger mit einem Jesusbildchen. Auf dem Bild ist Jesus ziemlich weiß.



Als ich zum Bezahlen an den Tresen gehe, werde ich daran erinnert, wie sich so etwas hier abspielt. Die Frau kann sich nicht an mich erinnern, aber in diesen Regionen muss generell eine Art persönliche Bindung etabliert werden, bevor etwas gekauft oder verkauft wird. Wir unterhalten uns ein wenig. Am meisten über die Krise. Sie zeigt mir Bilder ihrer erwachsenen Kinder. Dann fragt sie, wo ich herkomme. Ich wundere mich über diese Frage. Ich habe mich hier immer zu Hause gefühlt. Daher überrascht es mich, dass ich nicht als einer der lokalen eingeschätzt werde. Sie schüttelt den Kopf und lacht ihr zahnloses Lachen.

„Ich kann an deinem Akzent hören, dass du nicht von hier bist.“

Er ist noch nicht fertig.

„Sieh dir nur unserer Familie an. Was glaubst du, wie es deiner Großmutter gehen würde, wenn all ihre Kinder es so gemacht hätten wie deine Mutter? Und was passiert, wenn ich selber Kinder kriege? Sollen sie in einer völlig fremden Kultur aufwachsen? Meinst du, es ist einfach zu akzeptieren, wenn deine eigenen Kinder nie eine richtige Beziehung zu deiner eigenen Heimat aufbauen?“

Plötzlich fühle ich mich klein wie die Mäuse im Labor.

„Was meinst du damit“, frage ich ihn.

Nico wird ruhig. Plötzlich gibt es nichts mehr zu sagen.



Als Nico mich am Abend nachhause fährt, schweigen wir. Alle möglichen Gedanken jagen mir durch Kopf. Ist es wirklich Verrat, wenn die Menschen aus Not ihr Land verlassen? Oder ist man gleichermaßen ein Feigling, wenn man die Chance nicht ergreift und weggeht?

Ich reiße mich zusammen und stelle Nico die Frage, die ich selbst nicht beantworten kann.

María hat darauf bestanden, ihren Nachnamen behalten zu dürfen, obwohl ihr die Leute sagen, dies sei „höchst ungewöhnlich“.

„Mamá? Bist du da? Wir sind jetzt verheiratet“, sagt sie, als sie nach der Zeremonie ihre Mutter Teofila anruft.

Sie tut alles, um glücklich zu klingen.



Einige Tage nach der Hochzeit ruft Marías Mutter an, es geht um ihre große Schwester.

„María. Deine Schwester wird heiraten.“

María hört aus Mutters Tonfall heraus, dass sie nicht gerade begeistert ist.

„Victoria hat ihre Ausbildung abgebrochen. Sie ist schwanger.“

Ein paar Reihen weiter vorne sehe ich ein kleines Gesicht, das über die Rücklehne lugt. Das kleine Mädchen steht auf ihrem Sitz und ärgert die Stewardessen. Ich erinnere mich sofort an die Zöpfe. Jetzt, nach zwei Wochen sind ihre Arme braun gebrannt und die Sommersprossen auf der Nase nicht mehr zu übersehen. Ich lächle ihr zu. Jetzt sind wir bald zu Hause, denke ich mir und drehe die Musik lauter.



In fünf Stunden landen wir in Kopenhagen. Die Regentropfen werden an den Scheiben kleben. Und wenn ich aus dem Flugzeug steige und mich hinein bewege in die dänische Novemberdunkelheit, werde ich traurig sein. Ich werde denken, es sei eine Winterdepression. Und ein paar Tage später werde ich verstehen, dass ich einfach nur meine Familie vermisse.

Die Zeitungen werden über die „Krise der Südländer“ berichten, über einen „spanischen Hilferuf“, über eine Million unterernährter spanischer Kinder. Aber gleichzeitig wird Jesús aus dem italienischen Café in der Kopenhagener Innenstadt sein Facebook-Profil aktualisieren. Er wird schreiben, dass er endlich seine dänische Versichertenkarte erhalten hat und bald in seinem neuen Job als Lehrer in einer Sprachschule anfängt. Nico wird mir einen Artikel aus der spanischen Zeitung El País schicken. Hier werde ich lesen, dass er und seine Forschergruppe ein Patent für eine neue Behandlung von Brustkrebs erhalten haben.

Wenn es kälter wird, werde ich mich an dem Gedanken erwärmen, dass die Krise nicht alle Träume zerstört.

Vom Verschwinden

Collagen zur Illustration eines Artikels
über Alzheimer

Vom Verschwinden

Im Jahr 2050 werden 115 Millionen Menschen weltweit an Alzheimer oder anderen Demenzformen erkrankt sein. In den Niederlanden lässt eine dorfgröße Einrichtung Patienten in ihrer eigenen Vergangenheit leben: Hier gibt es ein Klassensystem, Flaniergärten und eine Kneipe. Nach dem Tod ihrer Großmutter macht sich die finnische Schriftstellerin Anu Silfverberg auf die Suche nach der Zukunft der Patienten. (Lesezeit: 60 Minuten)

TEXT: ANU SILFVERBERG
ILLUSTRATIONEN: BERNHARD MOOSBAUER

Marjolein de Visser macht raumgreifende Handbewegungen, streift dabei das Plüschsofa, den Diwan und den alten Mann, der seit einer Weile vor der kahlen weißen Wand steht.

„Dieser Teil ist für Menschen gemacht, die an ein Luxusleben gewöhnt sind“, sagt de Visser. Ein Begrüßungslächeln. De Visser ist Sozialarbeiterin, Mitte dreißig, schlank und gesund schaut sie aus.

Eine Gruppe Journalisten lungert höflich nickend im Eingangsbereich. Die Einrichtung ist gemütlich, eine nicht ganz kitschlose Nachbildung vergangener Zeiten. Der Parkettboden ist hochglanzgewachst. Rosen stehen in Porzellanvasen.

Dann zeigt de Visser auf die Trennwand, die, mit einer golden gemusterten Relief-Tapete überzogen, den Raum aufteilt.

De Visser tritt auf eine ältere Dame zu, die auf einer roten Liege Platz genommen hat und streckt ihr die Hand entgegen. Die Kleidung der Frau ist tatsächlich sehr elegant: ein knackiges schwarzes Kleid, eine dünne Feinstrumpfhose, eine vornehme Halskette. Sie scheint hochofren über die einladende Geste, über die Hand der jungen Frau. Sie versucht, sich zu erheben. Ein Geräusch scheint direkt aus ihrem Zwerchfell zu kommen. „Mmmaa!“, sagt sie. „Mmmaa!“

Willkommen in der Zukunft der jungen Menschen von heute! Der Standort: Hogewey, Heim für Senioren, Weesp, Nordholland. Eine Gruppe internationaler Journalisten-Touristen ist hergekommen, um sich das Ganze mal anzusehen. Kann losgehen.

Hogewey ist ein neuer Typ Seniorenheim, ein Dorf mit speziellem Design, zugeschnitten auf die Bedürfnisse der Alzheimer-Patienten.

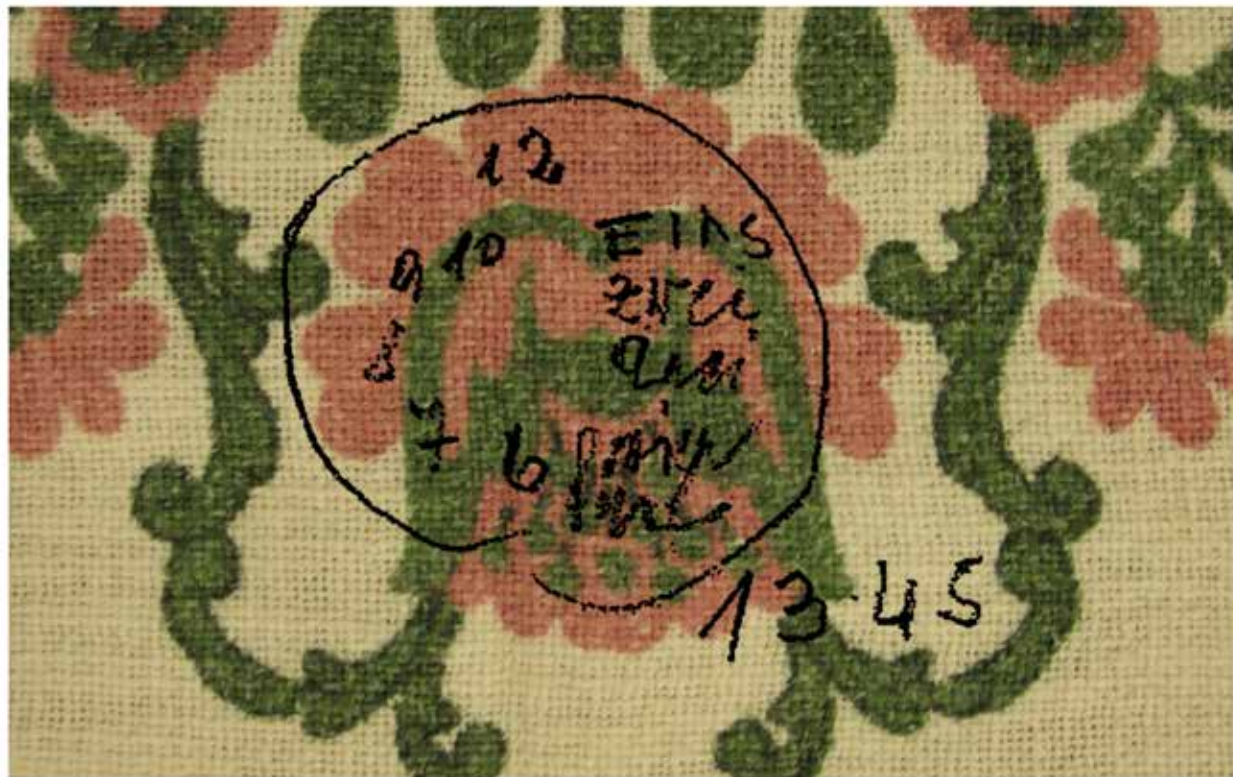


Eine gespiegelte Wirklichkeit.

Und wer bestimmt, was real ist? Die Beratungsfirma Motivaction.

So entstand die Idee, ein Heim zu entwickeln, in dem alle das Gefühl haben sollten, ihre Liebsten wären gut aufgehoben. Zunächst wurden das alte Gelände entkernt, ein neues Gebäude gebaut, Wände eingerissen, aus Korridoren Wohnstuben gemacht. Später wurde das riesenhafte alte Hauptgebäude abgerissen. An dessen Stelle wuchs Hogewey: Ein zur Außenwelt hin abgetrennter Bereich dorfähnlicher Größenordnung, mit ausdifferenzierten Wohnressorts, Restaurants, Arbeitszimmern und einem großen Außenareal.

Das neue Konzept: Was wäre, wenn die Patienten nicht nach dem Ausmaß ihrer Krankheit einquartiert würden, sondern vielmehr danach, welcher Typ Mensch sie sind?



Dem Hogewey-Modell wurde schnell viel Aufmerksamkeit zuteil. Ähnliche Einrichtungen werden aktuell in Deutschland und der Schweiz gebaut. Hogewey bekam Anfragen von Journalisten aus der ganzen Welt. Das Heim hat auch einen PR-Manager eingestellt, der die Interview-Anfragen bearbeitet: Die Autorin erhielt den Hinweis, dass die Teilnahme am Tag der offenen Tür davon abhinge, wie viel Aufmerksamkeit der zu veröffentlichende Artikel in den Medien bekommen und ob Hogewey auch ausreichend positiv dargestellt werden würde. Dies irritierte mich naturgemäß kolossal.

Die Angst, die ich verspürte, war oft vermischt mit einem Schuldgefühl, das mich überkam, wenn ich sie erschöpft und ungeduldig anfuhr: „Das habe ich dir doch schon viermal gesagt!“ Oder: „Das habe ich dir gerade eben auch schon erzählt!“

Es war eine schlechte Idee, sich für diese Ausbrüche zu entschuldigen. Wenn sich Großmutter nicht daran erinnerte, was sie beleidigt hatte, wurde sie durch eine Entschuldigung daran erinnert. Ich fing an, Dinge zur Wiedergutmachung bei mir zu tragen. Süßigkeiten, süße Entschädigungen.

Zwei Regungen, die in Verbindung mit Alzheimer selten erwähnt werden, sind der Zorn und die Scham.



Zorn entwickelt sich aus der Machtlosigkeit und der Angst, die entsteht, wenn jemand, der sich um dich gekümmert hat, als du klein und verletzlich warst, plötzlich selbst klein und verletzlich ist. Dieser Rollentausch kommt einem unnatürlich vor. Dennoch können wir nichts dagegen tun. Eine solche Ohnmacht kann rasend machen. Wenige reden öffentlich über diese Art des Zorns. Aber jeder weiß, dass ein Demenz-Patient sie sofort erkennt. Fast jeder würde die Geduld verlieren, nachdem er die gleiche Frage schon 27 Mal gehört hat.

„Familiename?“

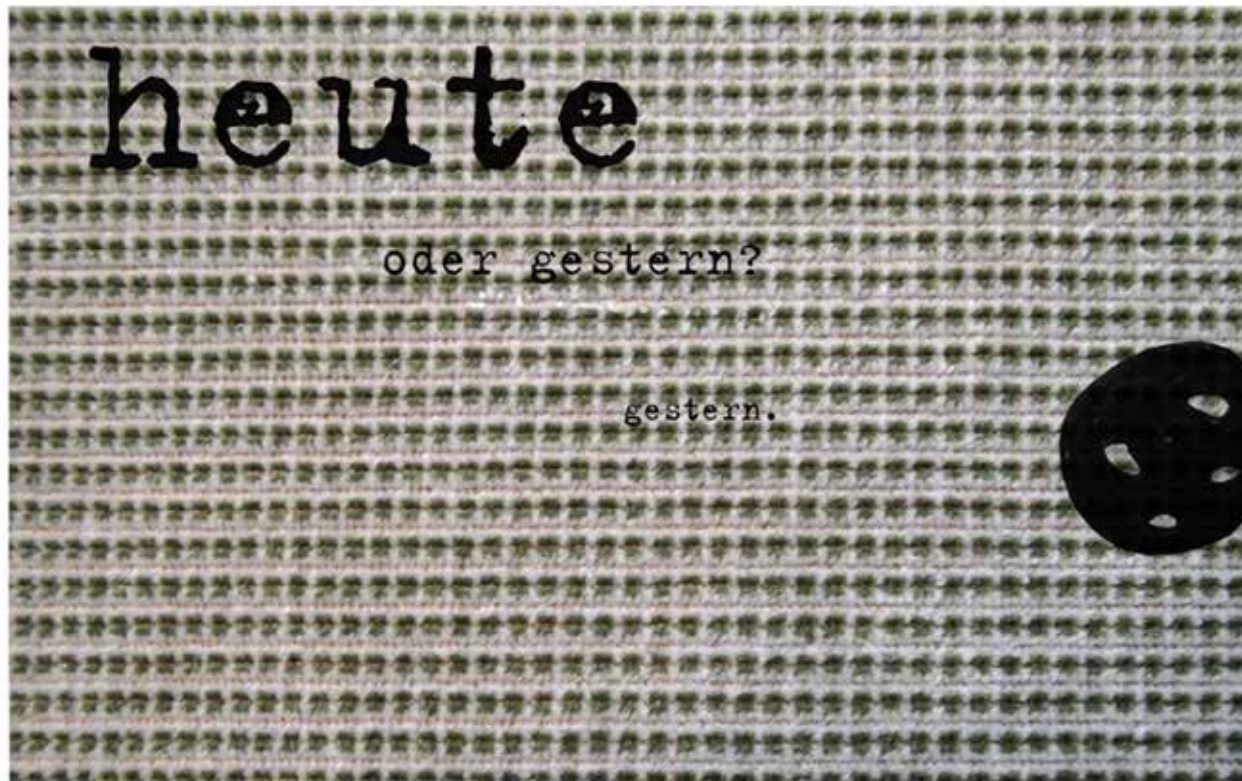
„Auguste.“

„Wie heißt ihr Mann?“

„Ich glaube... Auguste.“

Die Patientin hieß tatsächlich Auguste, ihr Nachname aber war Deter und ihr Mann hieß Karl. Auguste Deter war gerade mal in ihren Fünzigern, litt aber an Wahnvorstellungen und Desorientierung. Karl Deter hatte seine Frau in die Psychiatrie eingewiesen. Das Krankenhaus war in der Gegend bekannt unter dem Namen Irrenschloss. Der Bau wurde aus privaten Spenden finanziert, und es war zu seiner Zeit eine äußerst moderne Institution – ähnlich wie Hogewey heute. Nur war das Irrenschloß als psychiatrische Anstalt apostrophiert.

Auguste wurde von dem jungen Arzt Alois Alzheimer untersucht, ein Mann mit Kurzhaarschnitt, modischer, kleiner Brille und einem dichten Schnauzbart. Der Arzt stellte Fragen, und Auguste antwortete so gut sie konnte.



„Wo wohnen Sie?“

„Ach, Sie waren doch schon bei uns.“

Experten sind sich ja immer in vielen Dingen uneins: ob die Ansammlung an Amyloid-Plaques Ursache oder Symptom der Krankheit sind, ob die Isolation von Demenz-Patienten nützlich oder schädlich ist, ob es Patienten im eigenen Heim oder in einer Pflegeinstitution besser geht.

Großmutter wollte immer in ihrer eigenen Wohnung bleiben. Nachdem Alzheimer überhand nahm, schien sie ihr Zuhause nicht mehr als ihr Zuhause anzusehen. Sie rief uns abends an, in der Überzeugung sie sei „zu Besuch“, „am Haus hüten“, „am Pflanzen gießen“.



Damals wurde ich wütend, wenn jemand behauptete, es sei besser für Kranke in ihrem eigenen Zuhause zu bleiben. Offenbar war nicht jedes Zuhause gleich. Für Großmutter stand es eher für einen Zeitabschnitt, denn für einen genauen Ort.

Sie fing an, uns öfter anzurufen, erzählte uns, sie gehe jetzt nach Hause.

„Du bist zu Hause“, sagte ich.

Sie glaubte mir nicht.

Für mich ist das Schlimmste an Alzheimer seine Irreversibilität. Es wird kein Zurück geben aus der Heilanstalt. Das geschrumpfte Hirn wird nicht wieder wachsen, die verloren gegangenen Erinnerungen werden nicht zurückkommen.

Es ist leicht zu verstehen, weshalb Demenzkranke selten in eine Einrichtung wollen: Es ist eine Einbahnstraße, an dessen Ende keine Besserung in Sicht ist. Keine Kur, nur der Tod. Wer will schon auf eine solche Reise gehen?



Ich hatte keinerlei Erfahrung damit, wie man jemanden gegen dessen Willen in ein neues Zuhause befördert. Ein Zuhause, dessen Tür zur Welt verschlossen ist. Hätte ich lügen sollen? Sagen, dass es nur etwas Vorübergehendes sein würde? Natürlich könnte sie sich an eine solche Lüge späterhin nicht erinnern, aber auf eine Weise hätte dies etwas Bedeutendes, ein Band zwischen uns erschüttert. Sollte ich ihr stattdessen die Wahrheit sagen? „Du wirst diesen Ort lebend nicht mehr verlassen.“ Das konnte ich nicht.

„Dies ist Hogewey in einer Nussschale“, sagt sie. Das Bild behandelt unsere Auffassung von Freiheit.

„Es mag banal klingen, aber die Freiheit von Demenzkranken zu bewahren, ist eine der größten Herausforderungen. Wir wissen ja beispielsweise geheimdienstgenau, wo die Patienten sich aufhalten, müssen es wissen. Trotzdem gilt es, die Privatsphäre der Bewohner zu achten.“

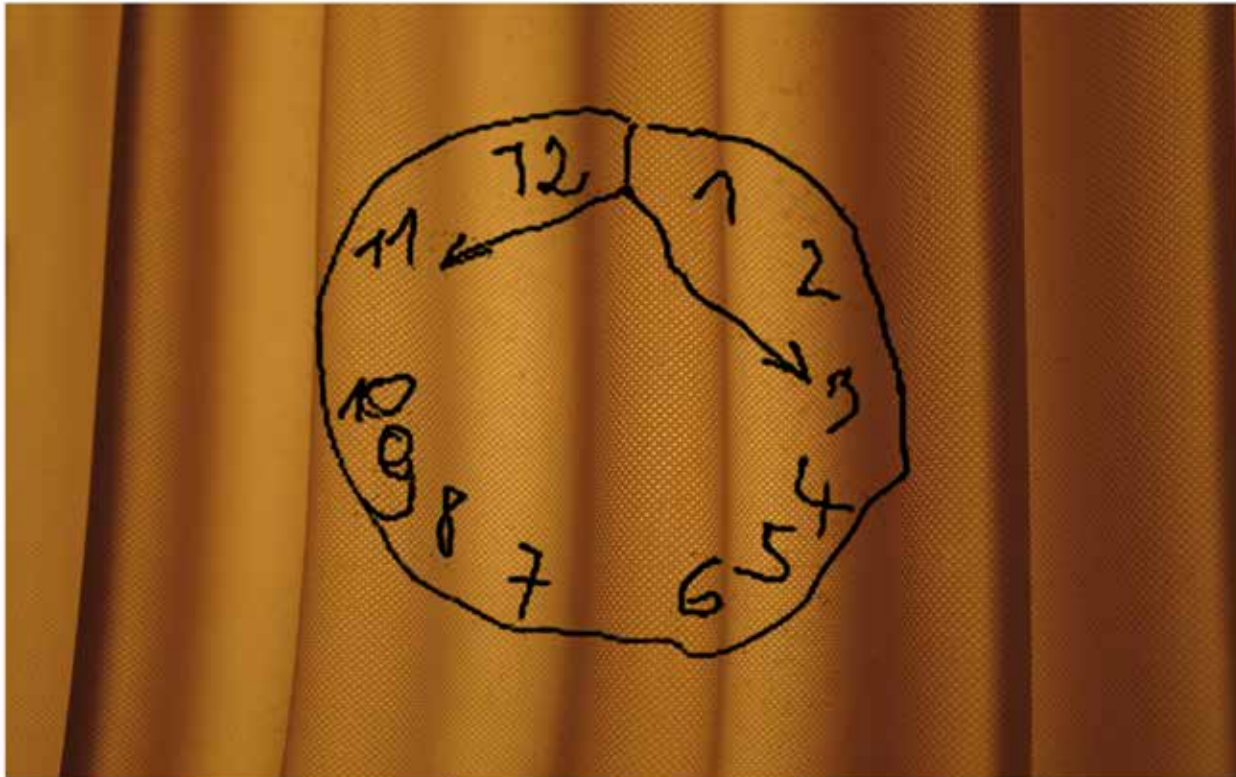
Auch müssen Pfleger die Bedürfnisse der Patienten kennen, selbst wenn die Patienten davon selbst nichts wissen – sicherlich der größtmögliche Widerspruch zur Autonomie.



Kleine Informationsfragmente können überraschend wertvoll sein. Spiering gibt ein Beispiel: Demenzpatienten finden es oft bedauerlich und unangenehm, wenn jemand anfängt, in einem Moment über Alzheimer zu sprechen, in dem sie sich verletzlich fühlen. Aber in Hogewey sind die Patienten erleichtert, wenn die Krankheit zur Sprache gebracht wird. Heute Morgen sei ein Mann sehr bekümmert gewesen. Da habe ihn die Schwester erinnert: „Du bist durcheinander, weil du Alzheimer hast“. „Das dürfte es erklären“, habe der Mann geantwortet und sich beruhigt.

Der bloße Gedanke daran, Demenz-Patienten an ihre Betten zu gurten, ruft großes Unwohlsein hervor. Niemand, der gesund ist, würde das mit sich machen lassen. Aus guten Gründen.

Doch ist es manchmal schwer abzusehen, was Entscheidungen oder eben auch Unterlassungen dieser Art nach sich ziehen. Als meine Großmutter sich am Bein verletzte, verbrachte sie die Nacht im Marienhospital in Helsinki. Weil sie sich nicht mehr daran erinnern konnte, warum sie eigentlich dort war, stand sie auf, fiel vorne herüber und brach sich die Hüfte. Sie verbrachte danach Monate im Krankenhaus. Ein falscher Schritt kann alles verändern.



Es ist kaum möglich vorauszuhnen, welche Person jemand in zehn Jahren sein wird.

Wo wird die eigentliche, die wahre Person zu verorten sein?

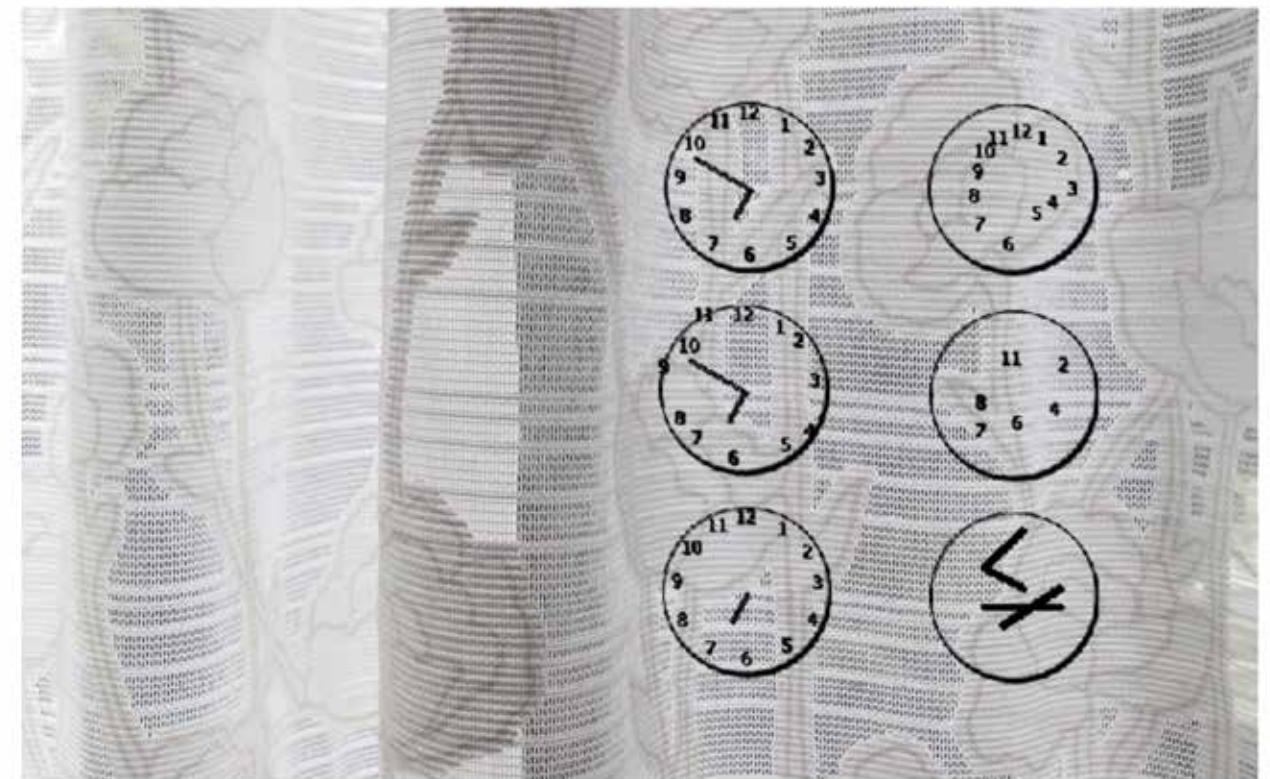
Wenn jemand nach Hause will, obwohl er längst zu Hause ist, ist er dann noch er selbst?

Wenn jemand seine Kinder nicht mehr erkennt, ist er dann noch er selbst?

Wenn sich jemand nicht mehr um das Haar an seinem Kinn kümmert, ist er dann noch er selbst?

Marjolein de Visser führt die Pressegruppe in einen Arbeitskreis, in dem die Bewohner Grußkarten basteln und Kuchen essen, den sie selbst gebacken haben. Eine dunkelhaarige Frau in einem grauen Wollkleid erzählt uns, dass sie eine freiwillige Helferin sei. „Meine Großmutter verbrachte hier die letzten paar Monate ihres Leben und hat sich dabei sehr verändert“, sagte sie. „Sie wurde sehr viel glücklicher, als man ihr erlaubte, sie selbst zu sein.“

Ihre Großmutter stammte aus Indonesien und wurde deshalb in Hogeweys indonesischer Abteilung untergebracht. Zum ersten Mal seit einigen Jahren bekam sie das ihr bekannte, traditionelle Essen serviert – etwas, das in anderen Pflegeheimen unmöglich gewesen wäre.



„Die Leute hier sind so glücklich und voller Freude, dass es auch mich glücklich macht“, sagt die Enkelin. „Vielleicht erinnern sie sich morgen nicht mehr daran, aber das macht nichts.“ Dabei drückt sie die Hand einer alten Frau, die neben ihr sitzt.

Einen Monat später. Es regnet in Strömen. Ich fahre von Helsinki nach Tampere. Es ist ein grauer Tag (Holland-Wetter, wie die Niederländer sagen) und die Sicht ist wirklich schlecht. Ich bin keine erfahrene Fahrerin und bin deshalb etwas aufgeregt. Ich denke an Martha, die stolz zum Haus ihres Bruders fährt, die Freiheit, die sie damals verspürt haben muss und dann nochmal, Jahrzehnte später.

Ich denke an Lucie, die noch immer in Hogewey lebt, nun aber endlich in ihrer eigenen Geschichte. Ich denke an Auguste Deter, deren Schicksal es war, dass man sich an sie nur als Patientin erinnerte. Ich denke auch an meine Großmutter, die mir bei unserem letzten Treffen einen Witz erzählte, den ich nicht ganz mitbekam, aber höflich darüber lachte. „Gott in Gedanken und Füße auf dem Boden“, sagte sie, glaube ich, immer zu mir, wenn ich zu einer Reise aufbrach.

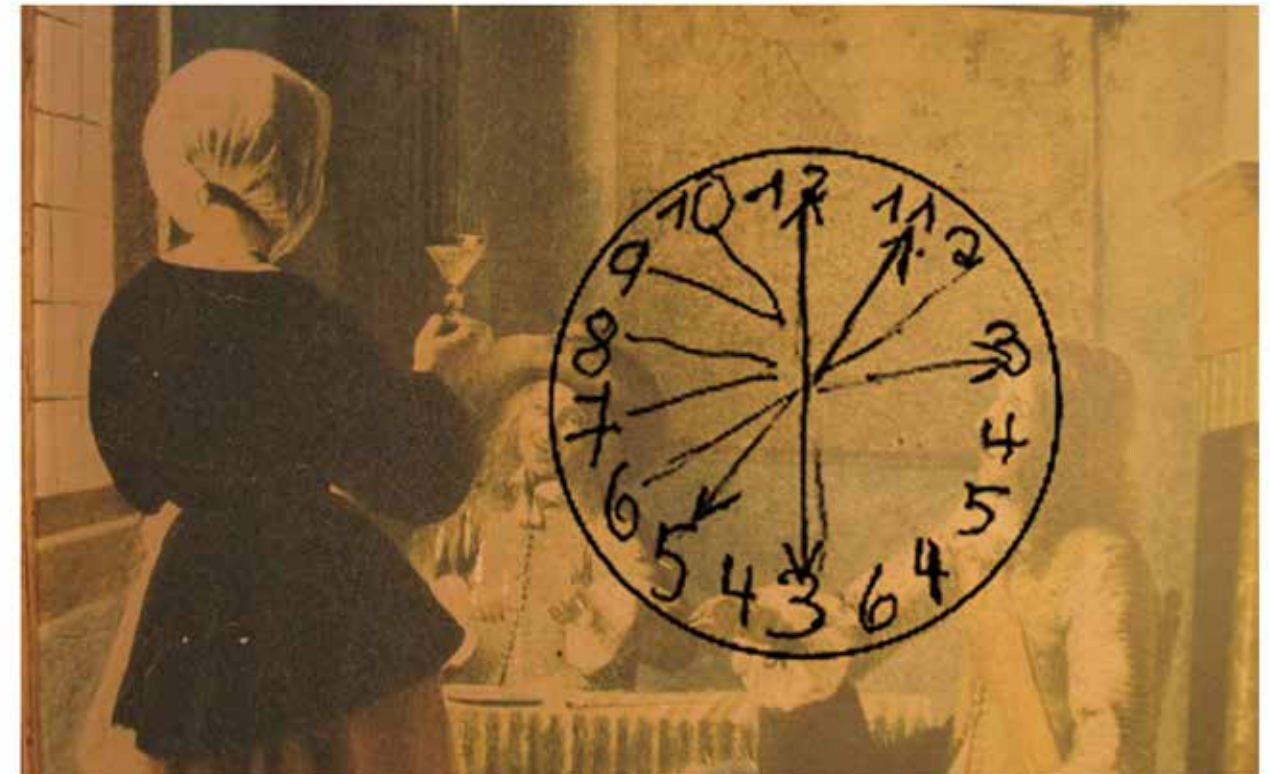


Jouni Rasi, 60, öffnet die Tür seines Apartments in Prikanmaa. Wenn man seinen aktuellen Schreibstil analysieren würde, würden einem große Veränderungen in seinem Vokabular und dem Aufbau auffallen. Seinen Führerschein hat er noch, aber vielleicht nicht mehr lange. Scannte man sein Gehirn, so würde man Amyloid-Plaques und atrophes Gewebe erkennen. Vor vier Jahren wurde bei ihm Alzheimer diagnostiziert.

„Das ist reine Fiktion“, warnte mich meine Mutter.

Ich begann zu lesen, um zu verstehen, was sie damit meinte: In dem Dokument erzählt Großmutter ihrer Therapeutin alle möglichen Dinge, die sie wild durcheinander wirft. Natürlich wusste die Therapeutin nicht, was davon stimmte. Aber sie schrieb alles auf, wie es ihr gesagt wurde. Zum Beispiel heißt es in der Geschichte, dass Großmutter eine adoptierte Tochter hat und dass Großmutter gesagt habe: „Meine Tochter hat ein fremdes Kind aus dem Krankenhaus mitgenommen, aber es war ja auch eine besondere Situation.“

Aber vielleicht ist das alles auch wahr und wurde lediglich aus dem zeitlichen Zusammenhang gerissen. Denn Großmutter war selbst adoptiert worden; ihr Stiefvater wurde zu ihrem Vater, als sie noch sehr jung gewesen war. Und als ich dann als Frühchen zur Welt kam, war mein Vater im Ausland und meine Großmutter war die erste Person, die meine Mutter auf der Intensivstation besuchte und das Baby begutachtete, in dem sie ihre Arme in den Inkubator steckte. Es war nicht ihr Baby, aber sie ging zur Entbindungsstation und war die erste Person, die sich um das Kind kümmerte.

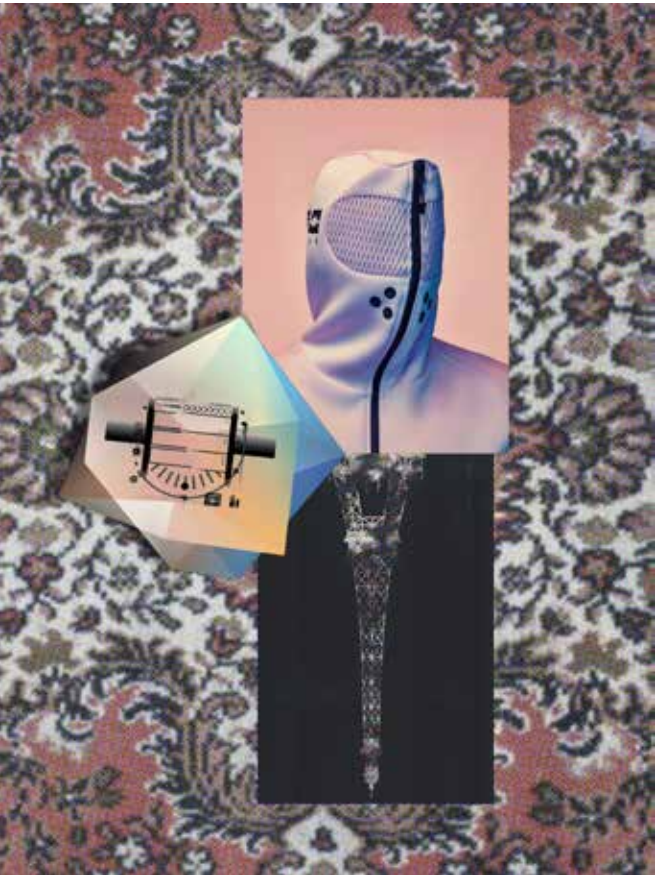


Es war eine besondere Situation.

Super Collagen (Auszug), Projekt seit 2020

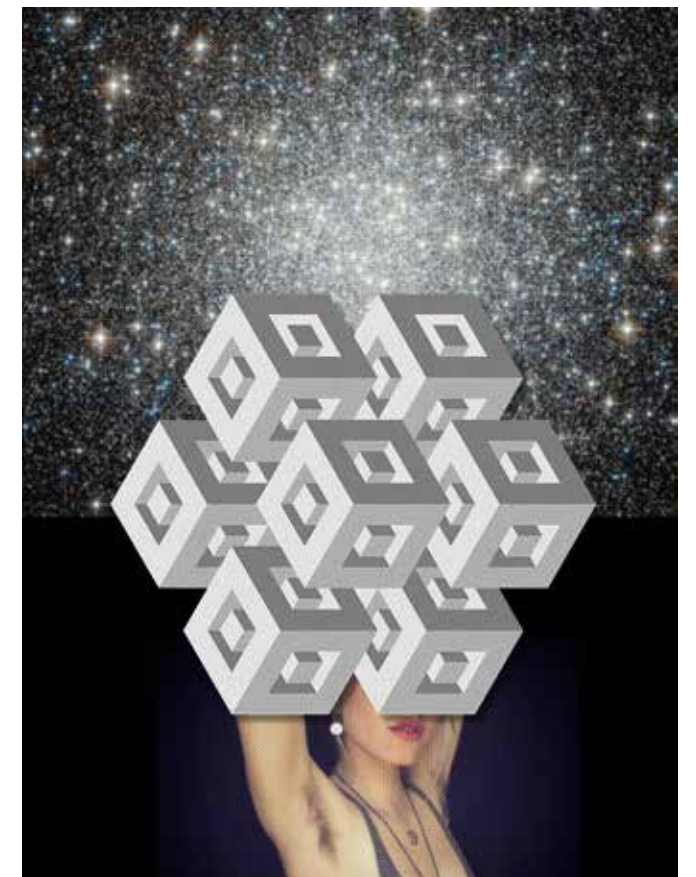
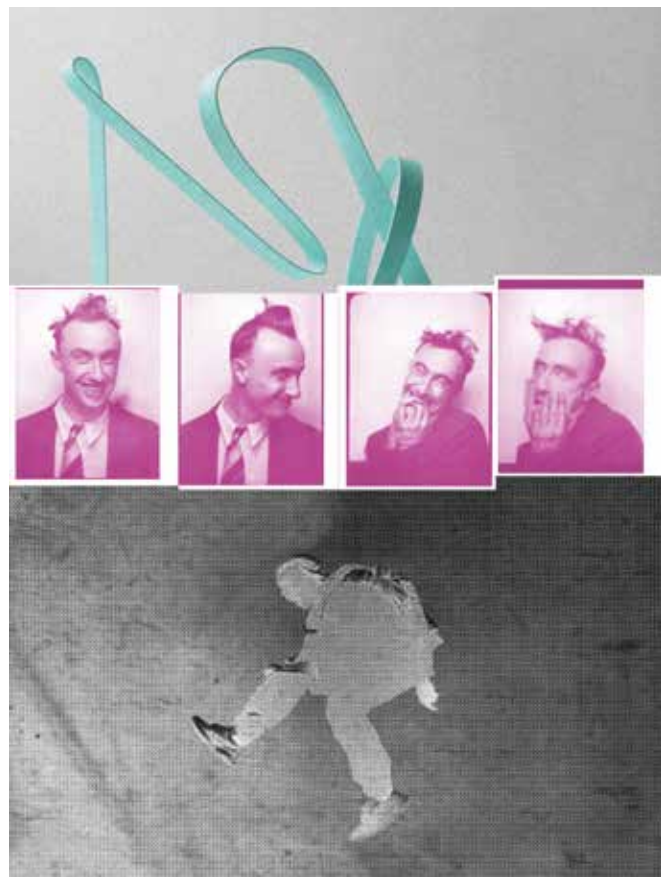
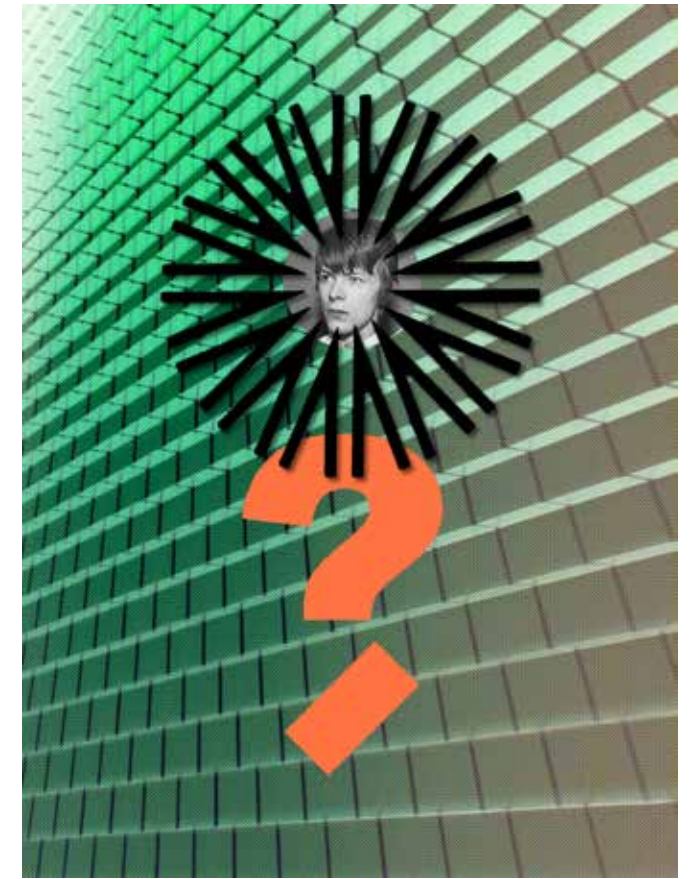
Visuelles Tagebuch aus meinen Social-Media-Accounts

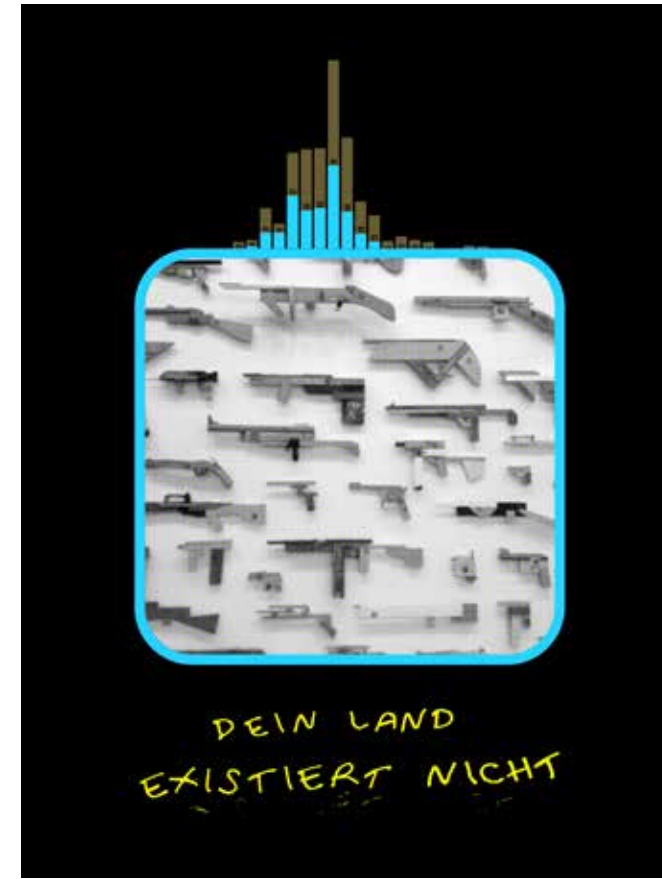
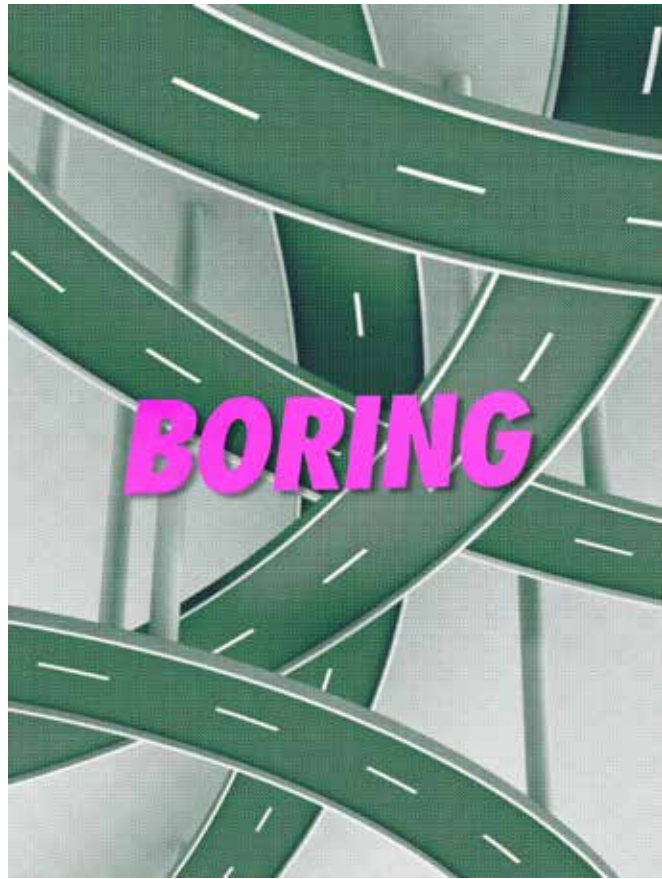
<https://super-collagen.de/>

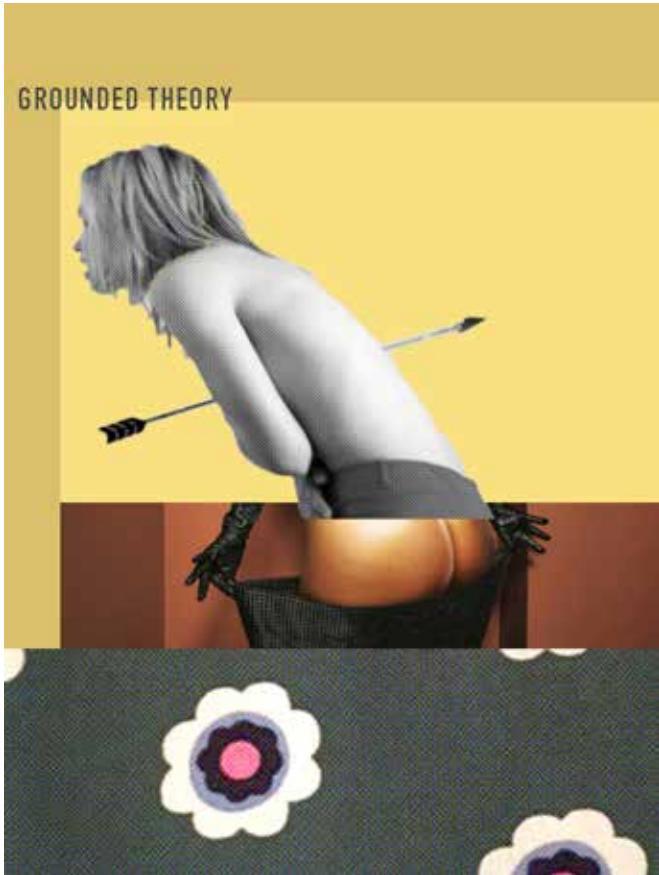
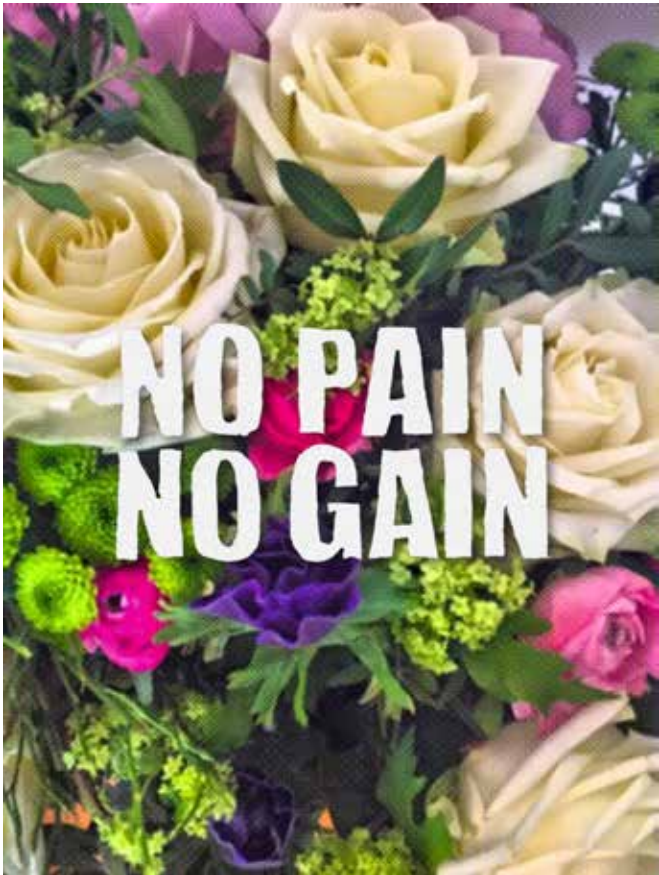
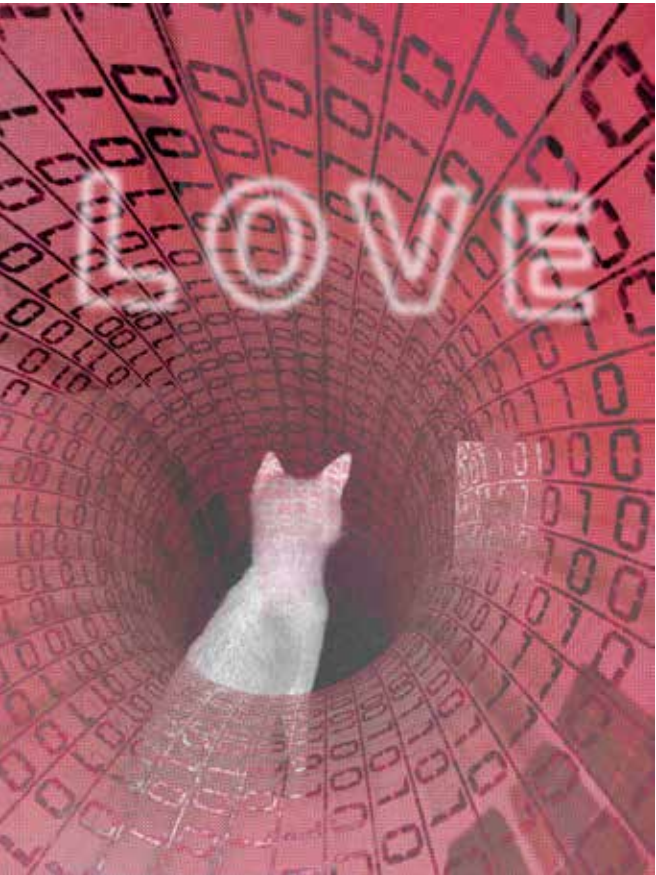
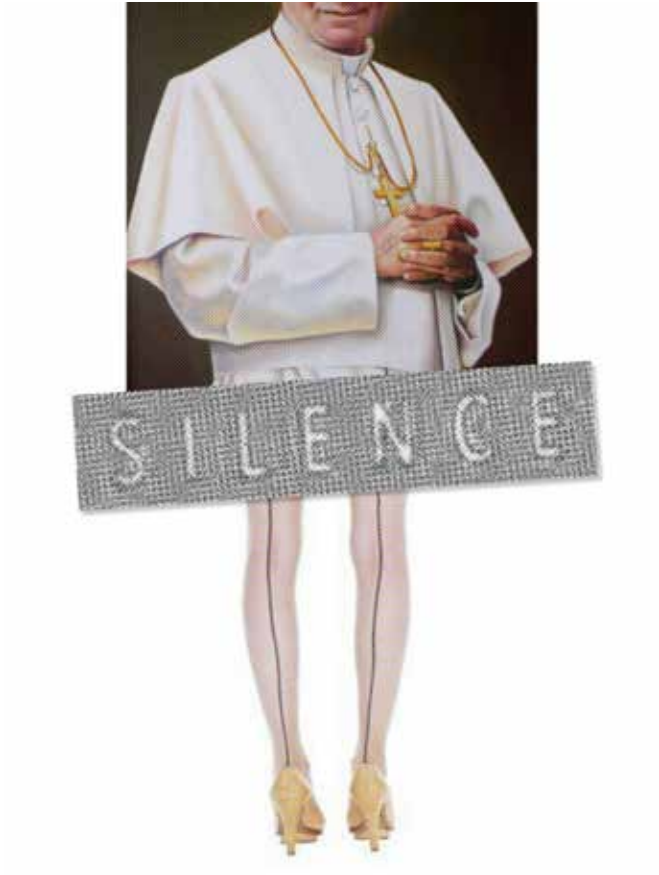
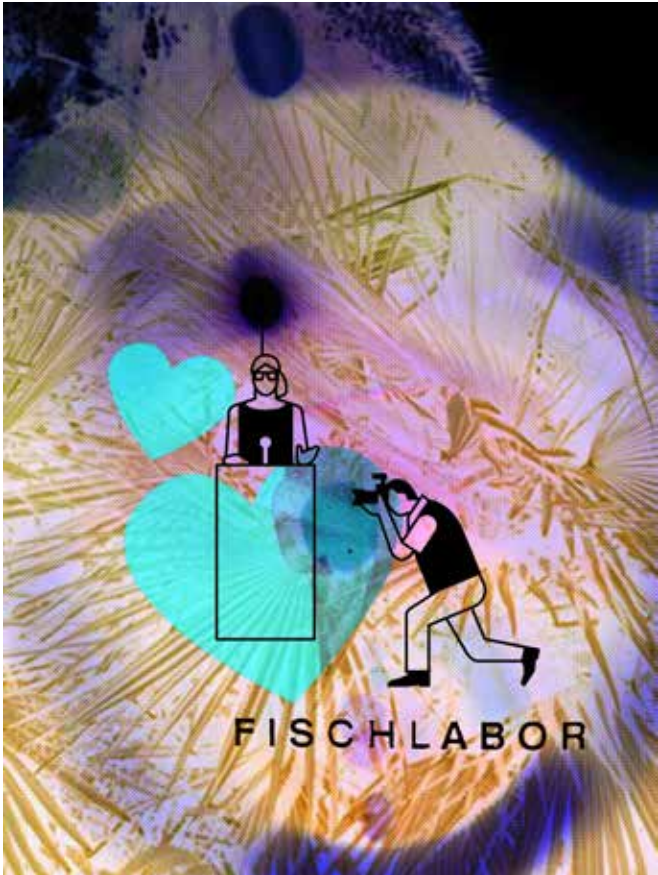


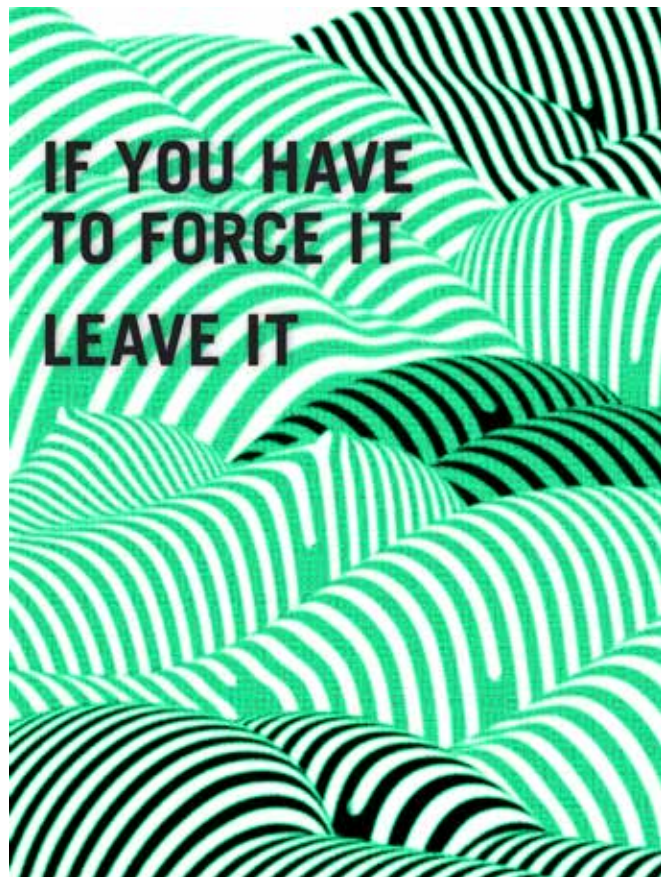
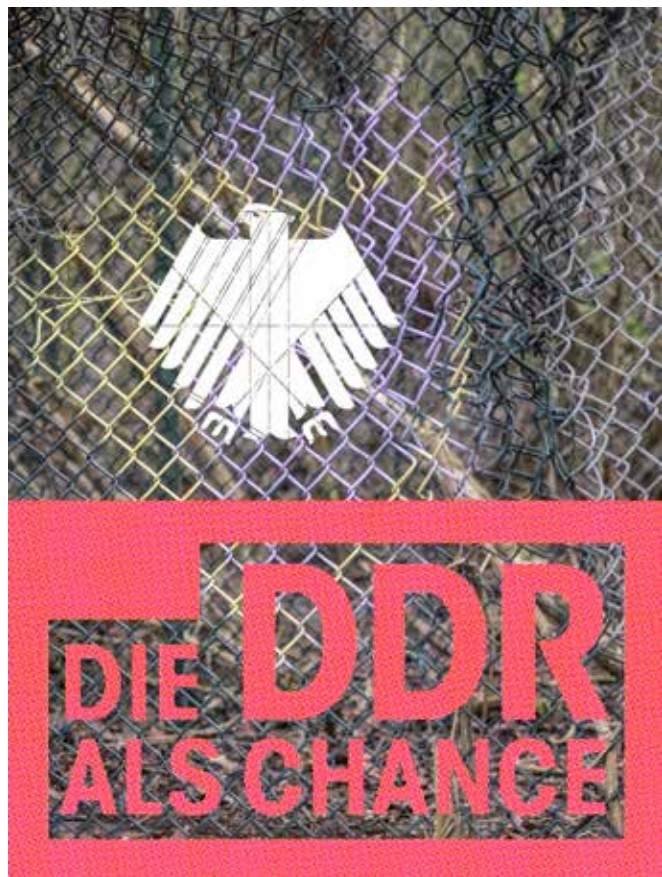
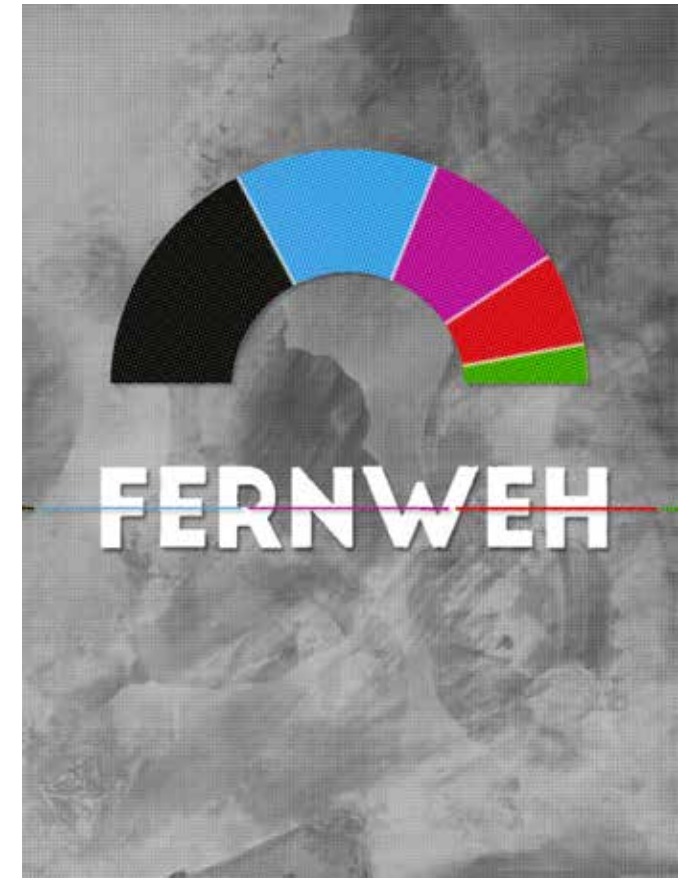
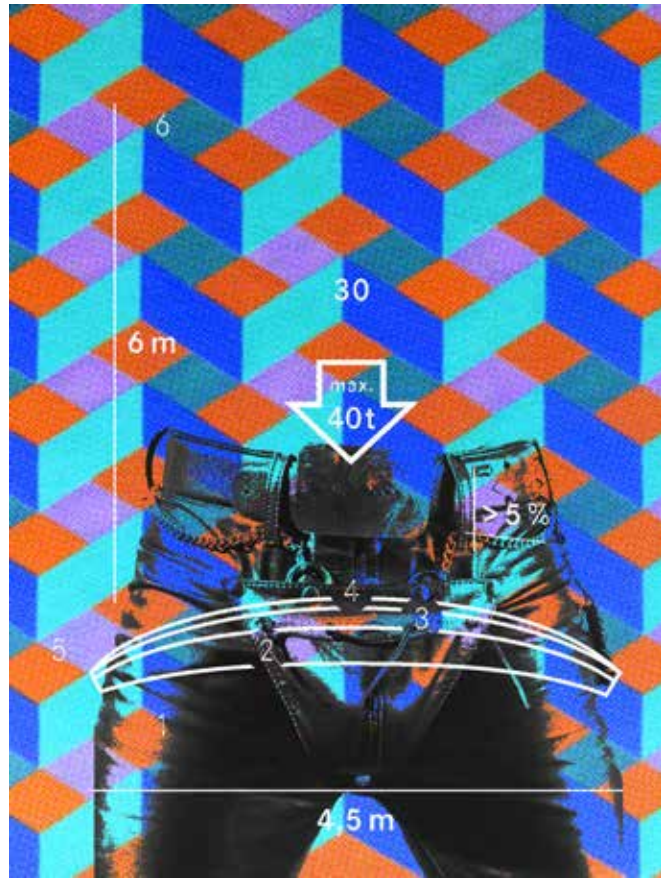


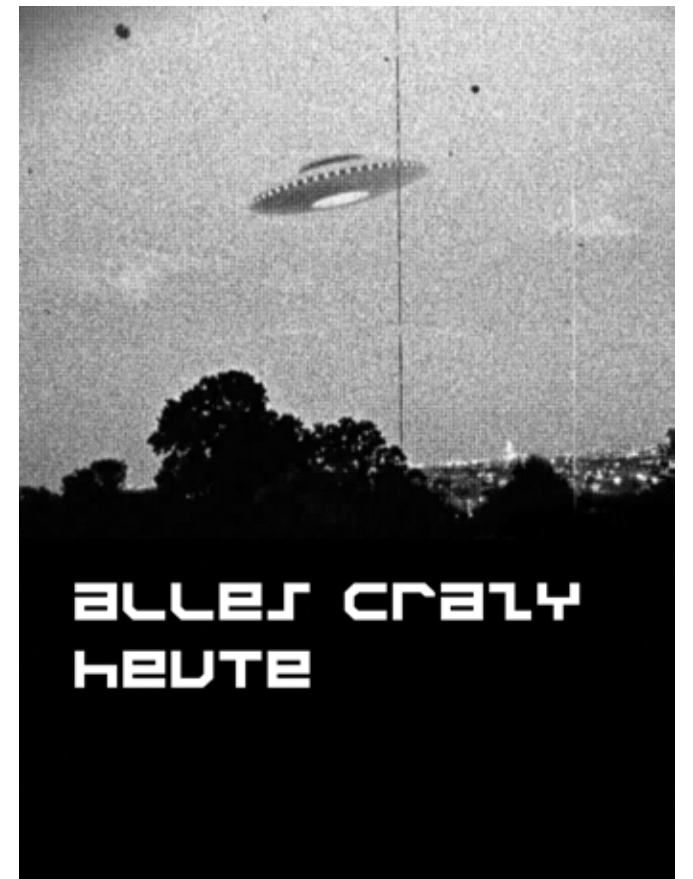
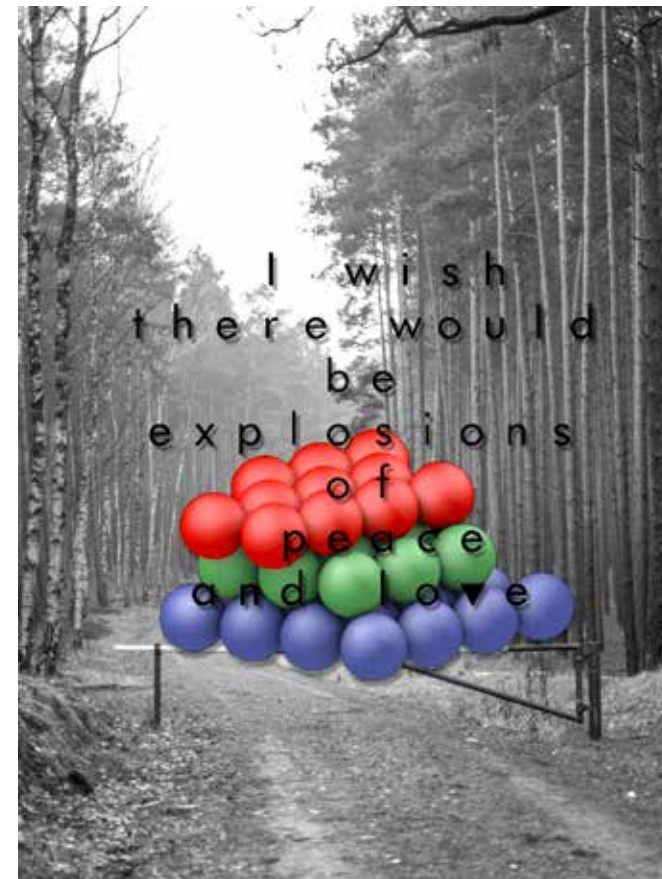
Global denken - lokal blasen

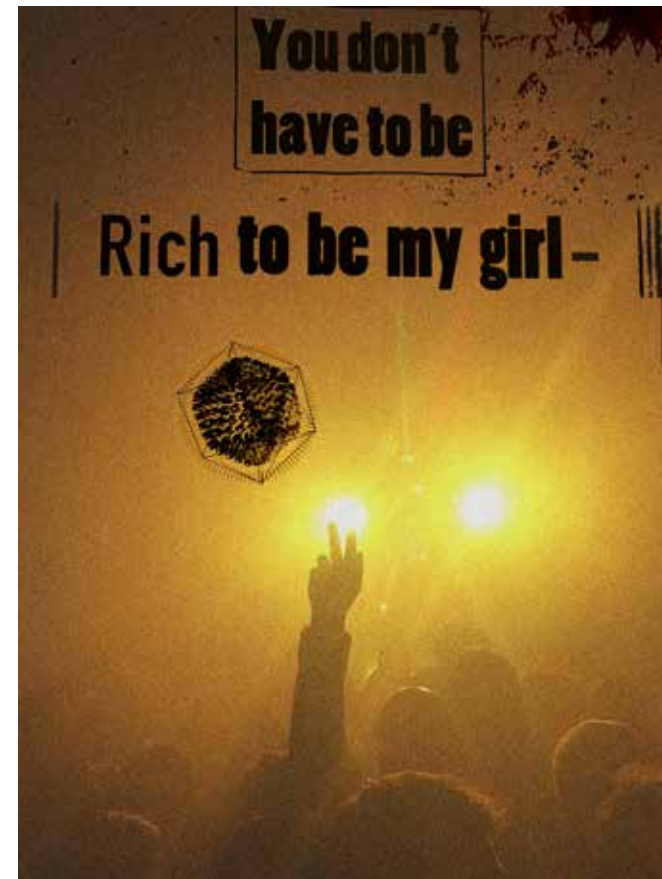
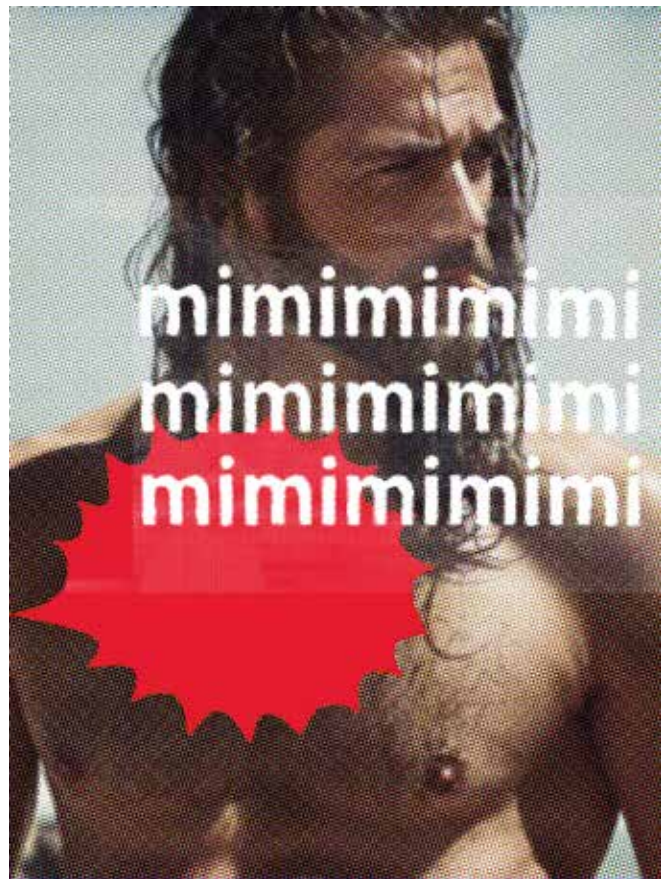


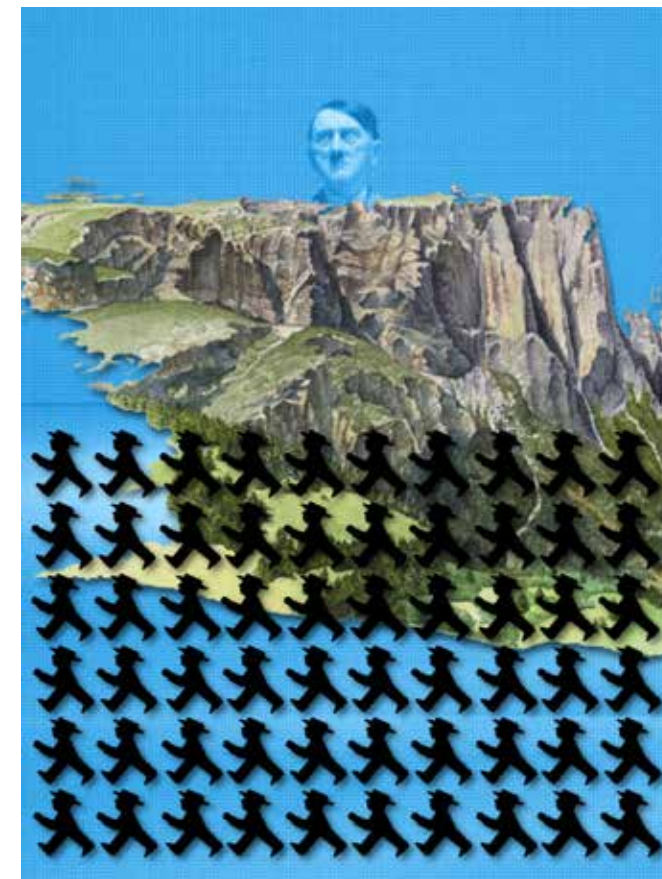
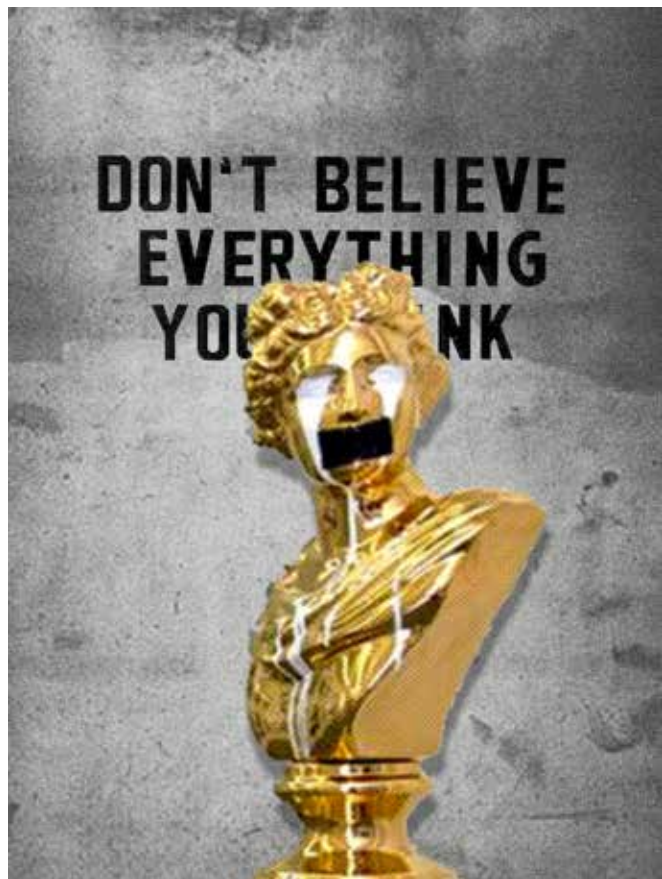


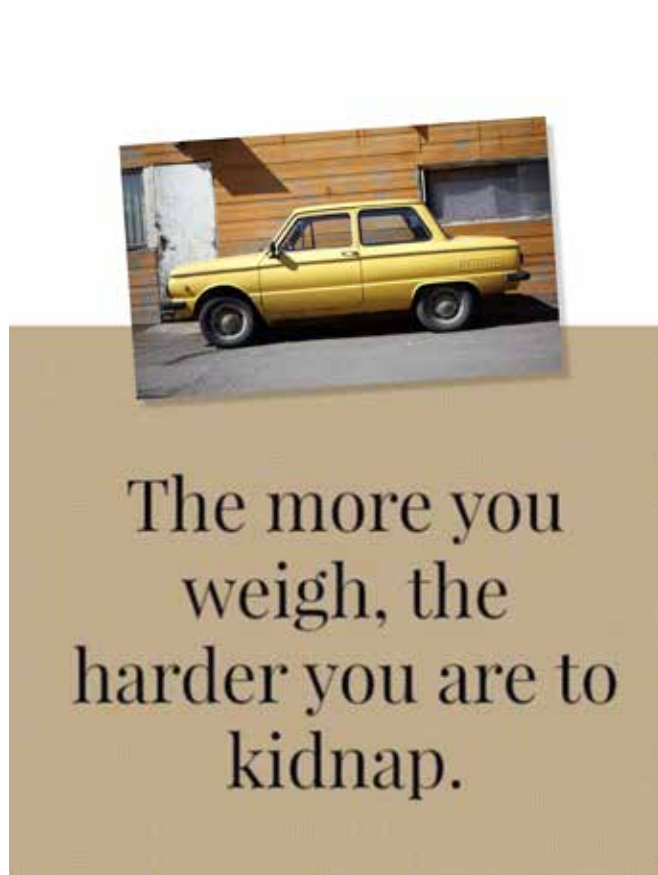
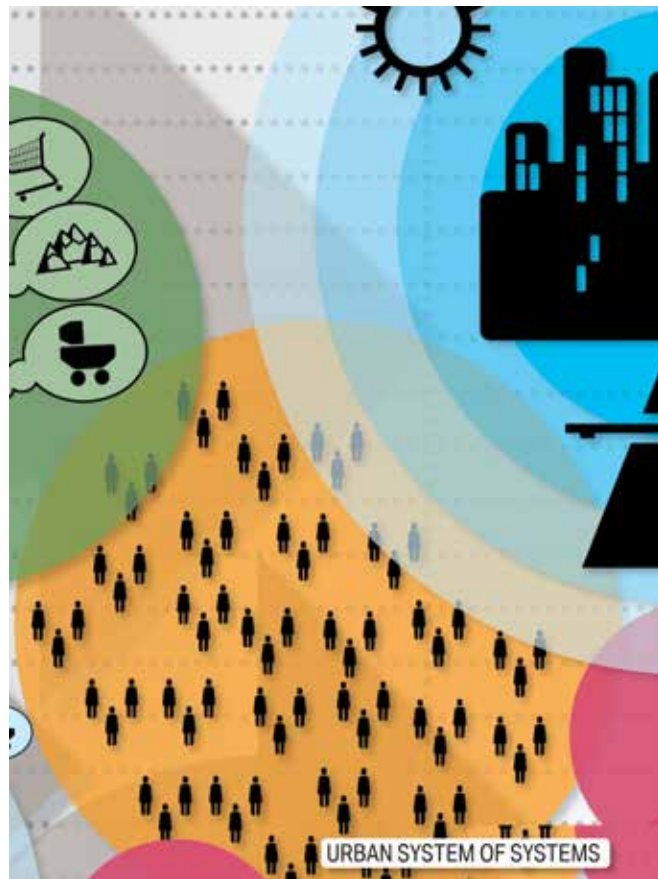


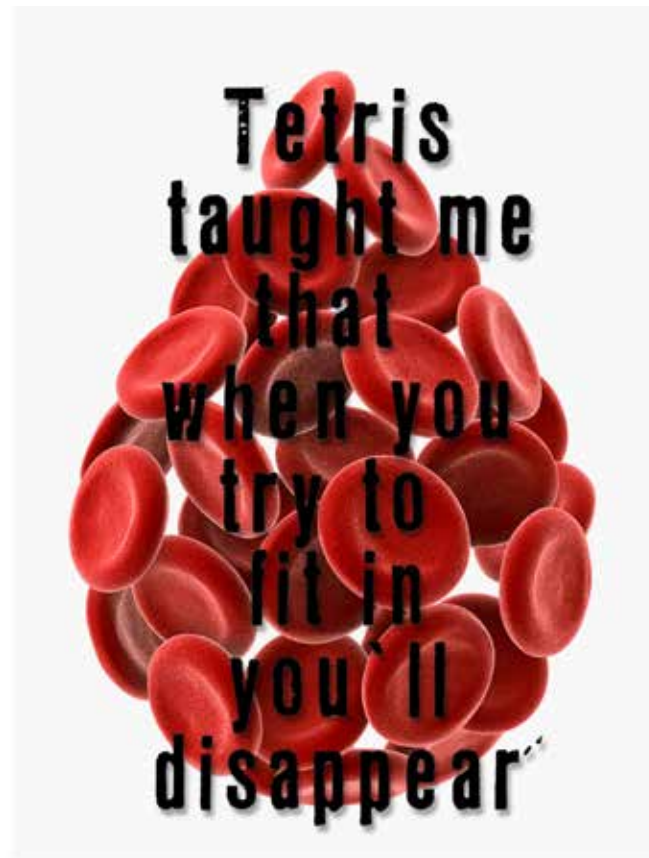


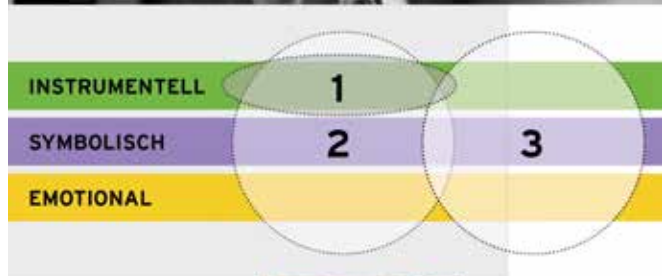




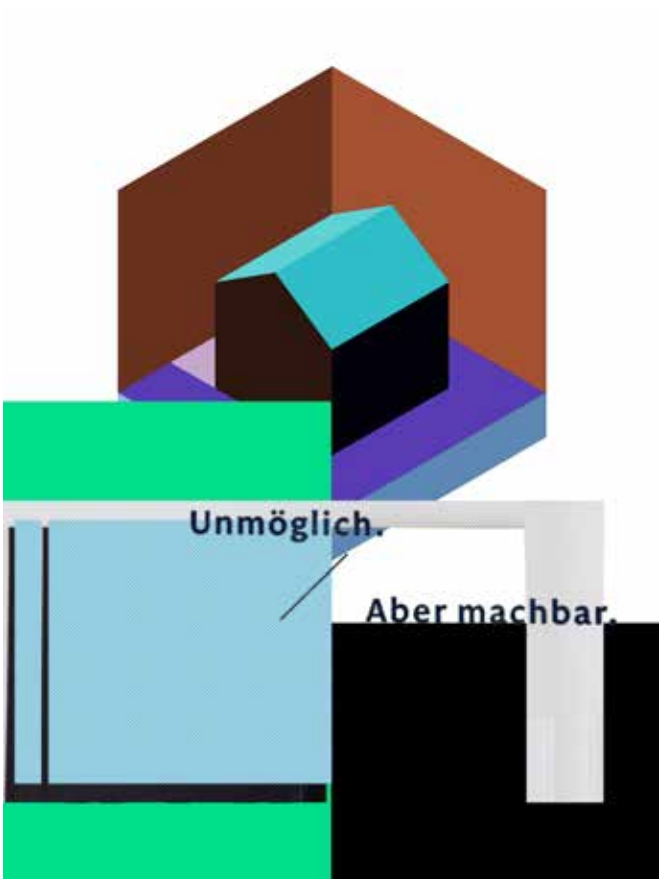
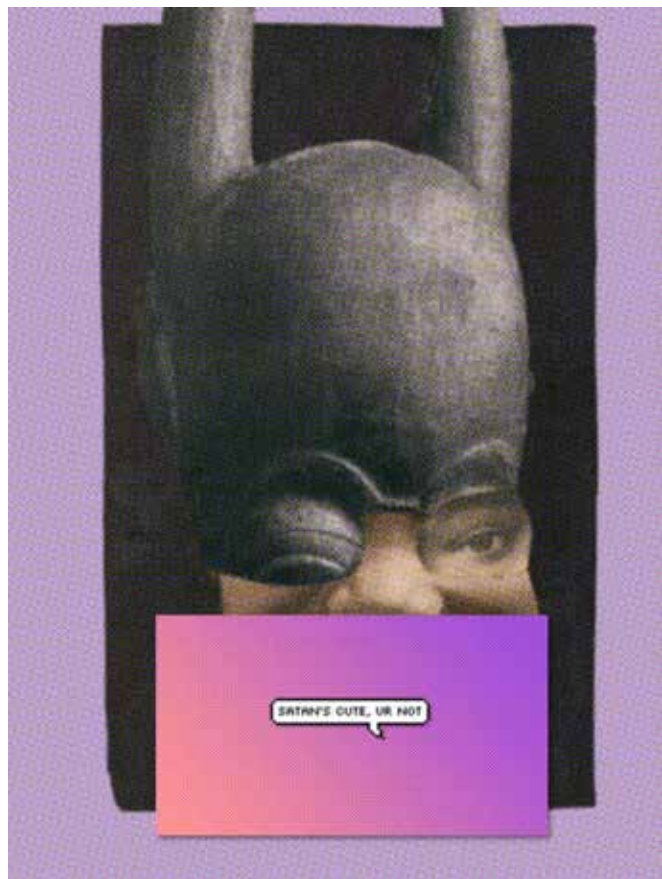


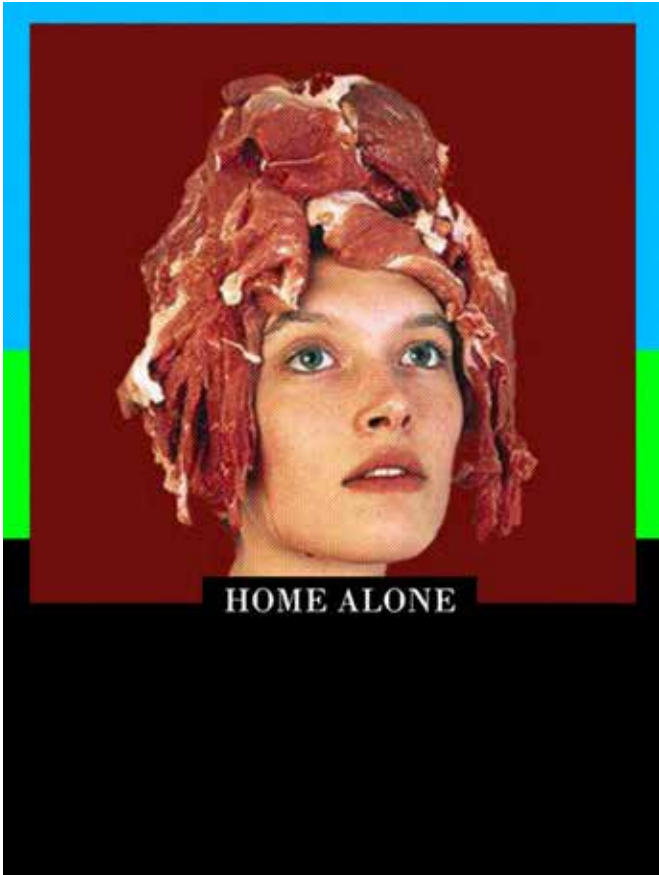






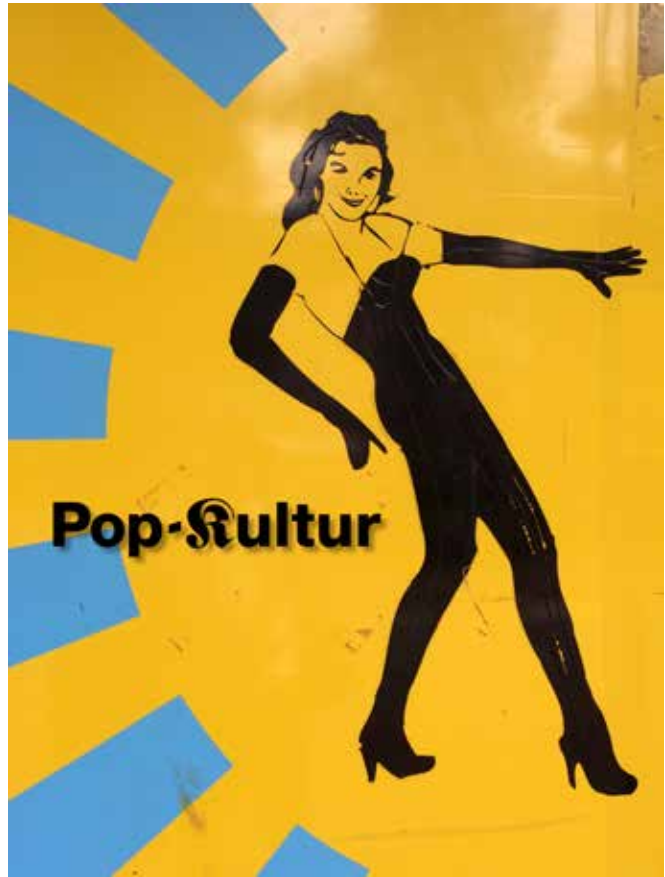
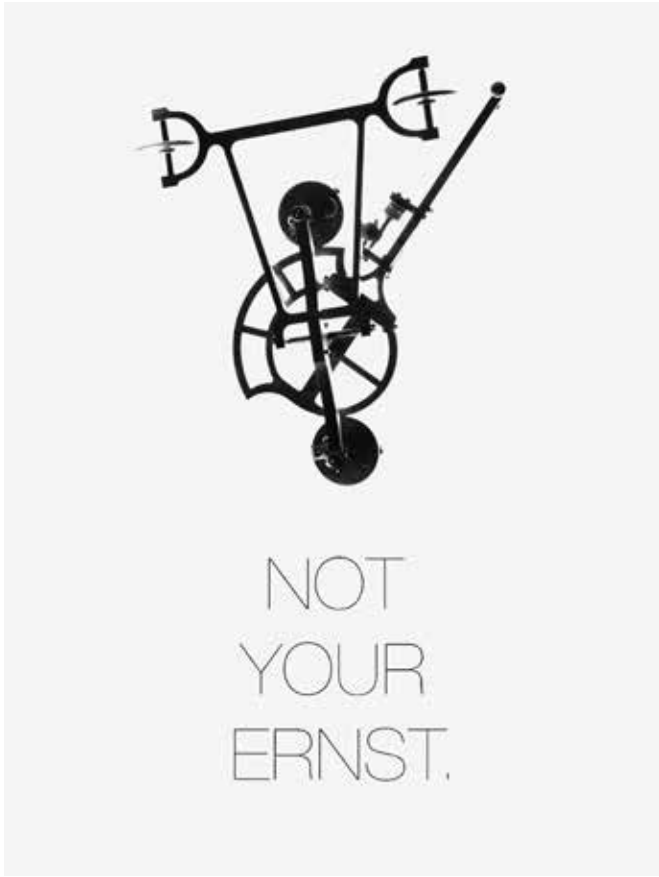
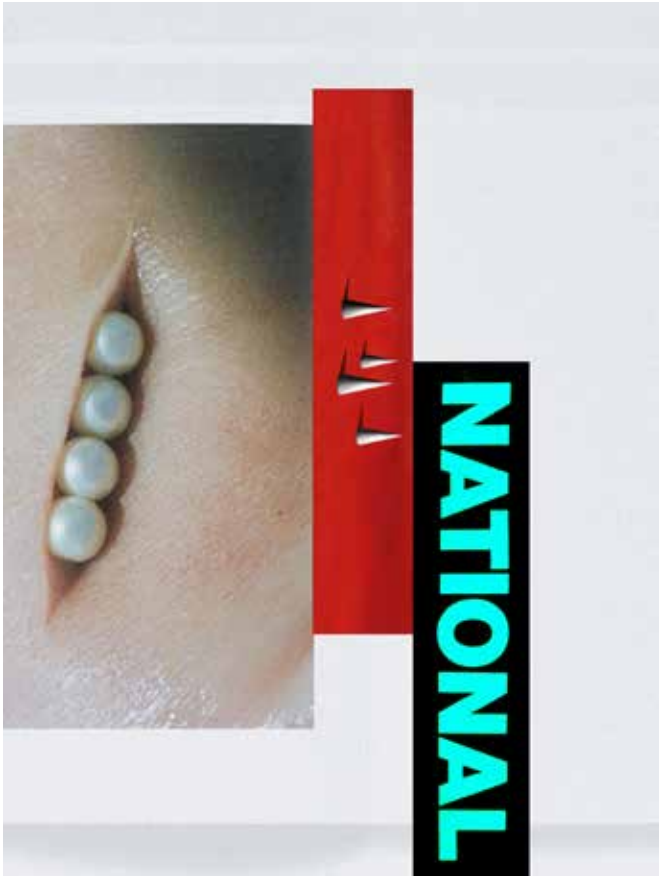
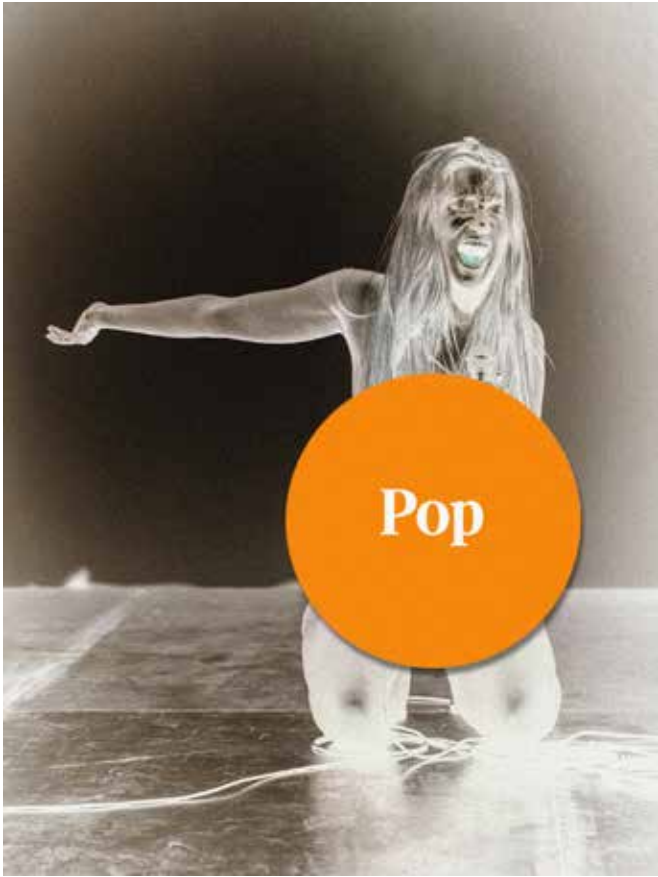
Des-crip-tions of it are complete.



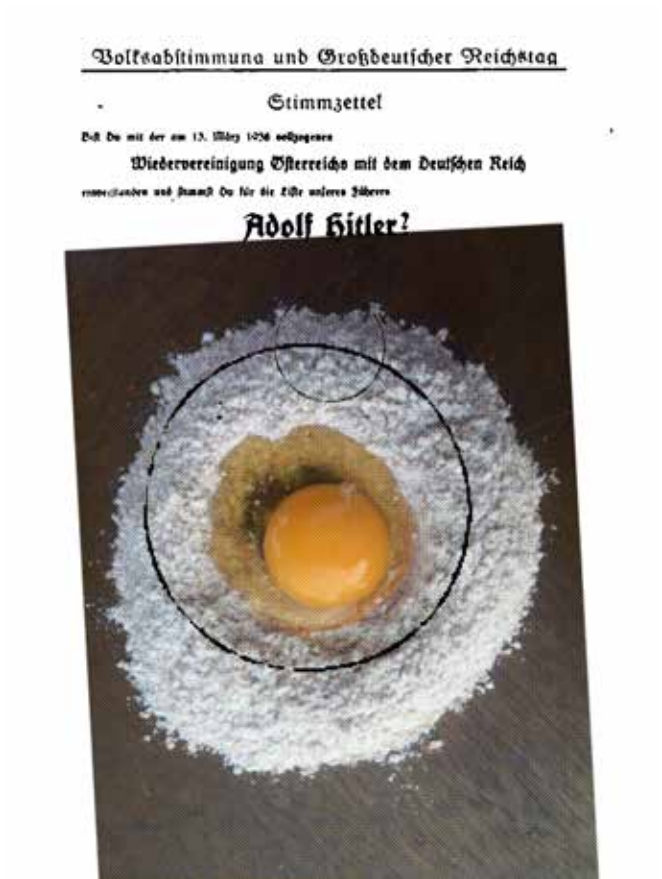
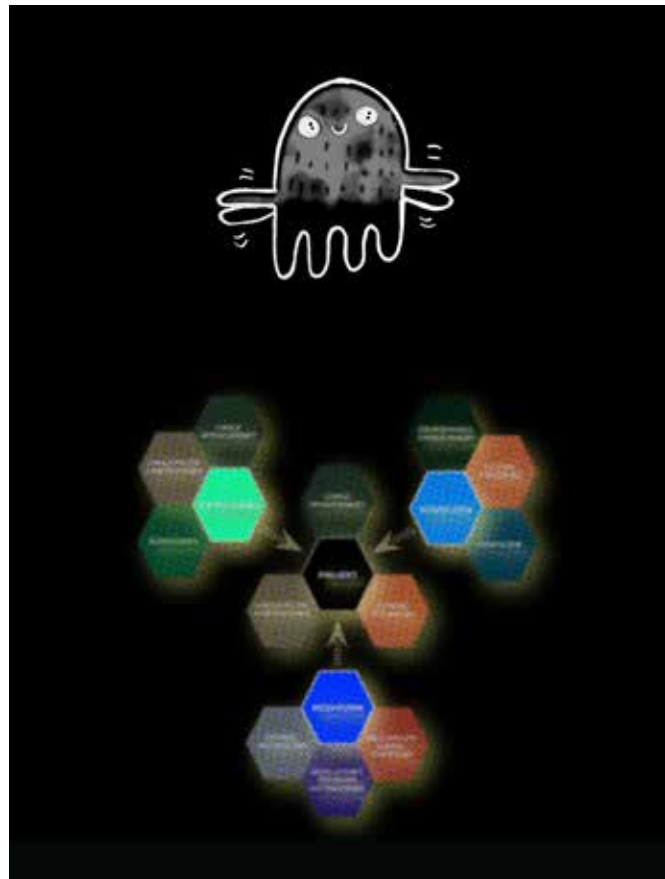
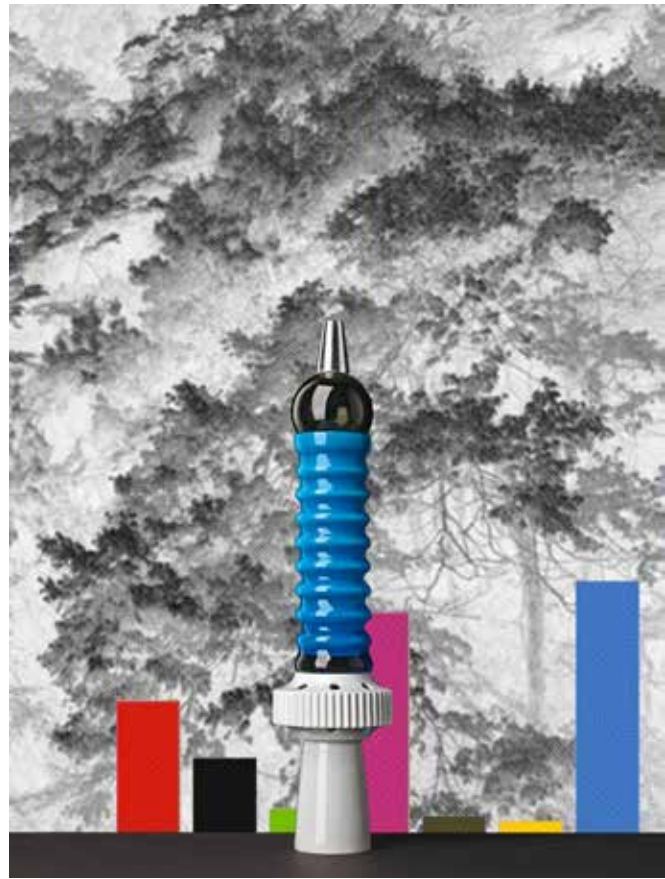


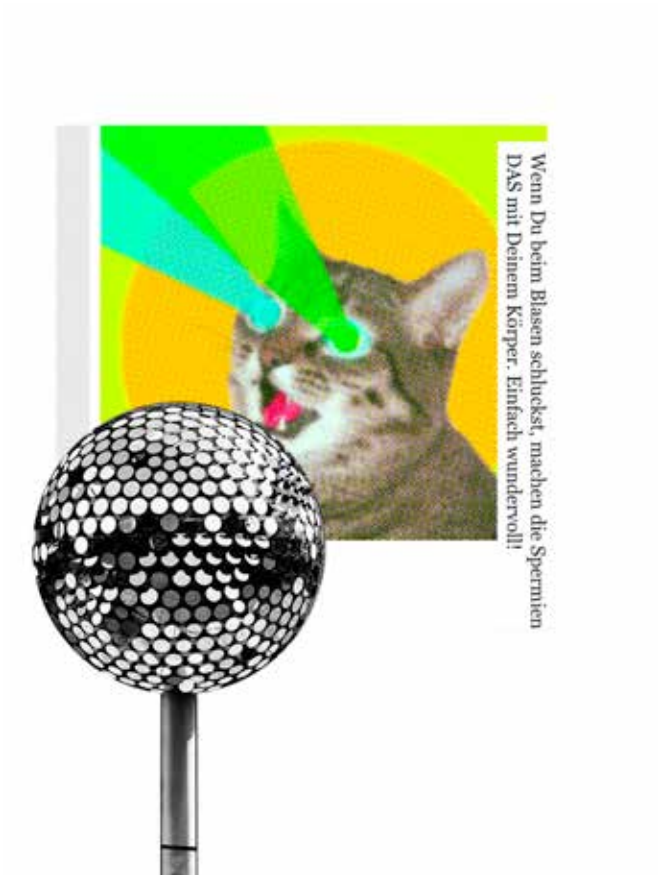
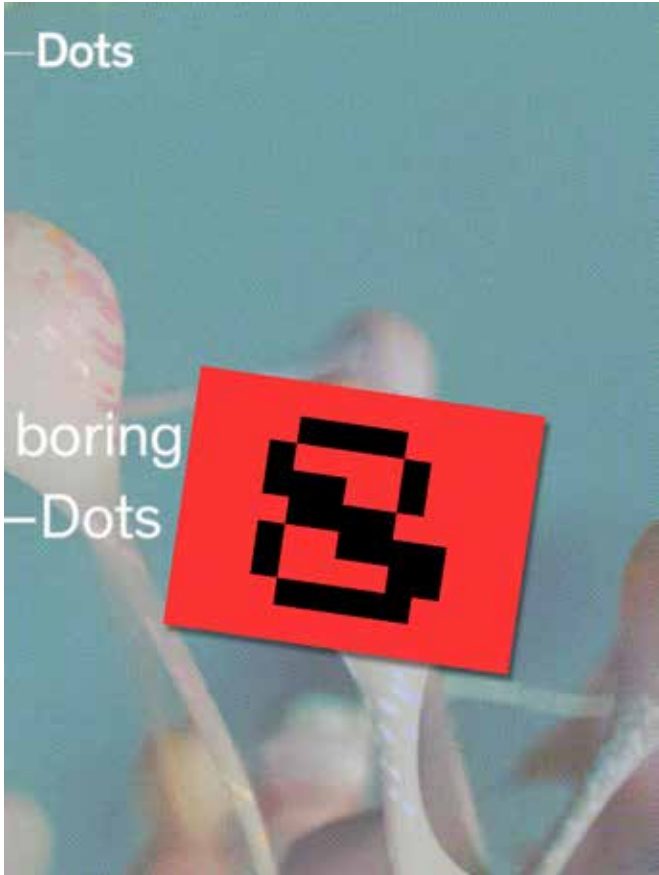
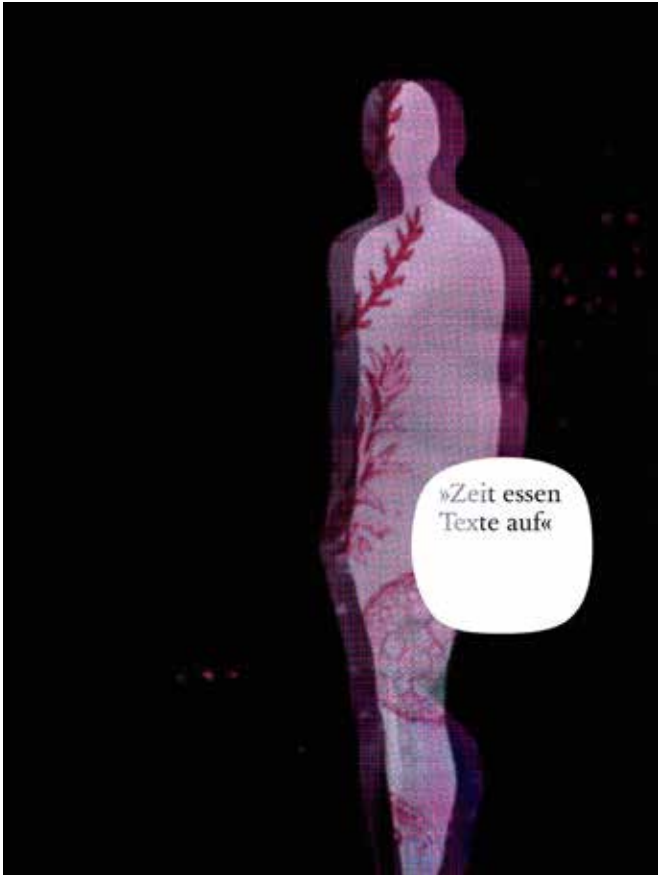
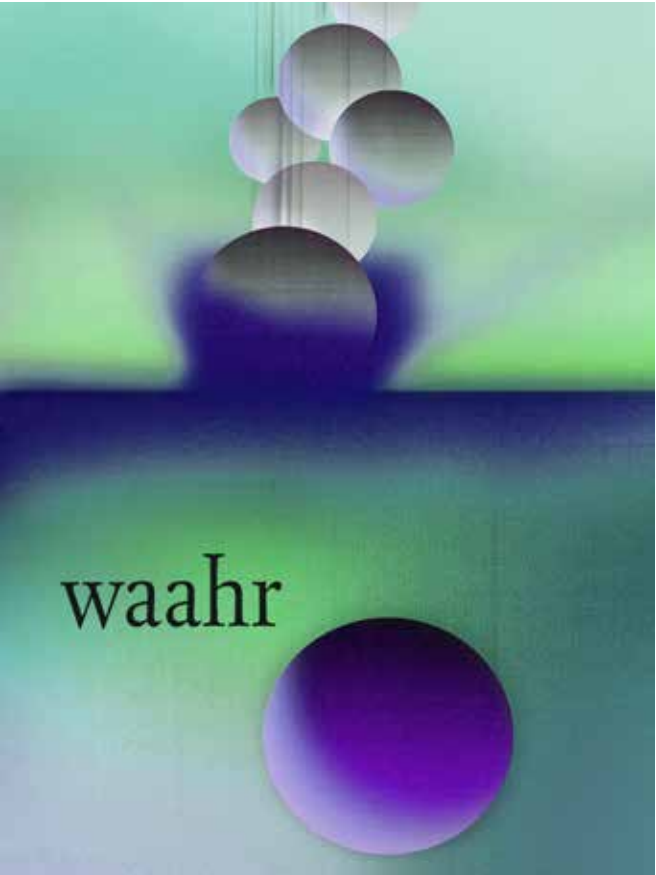


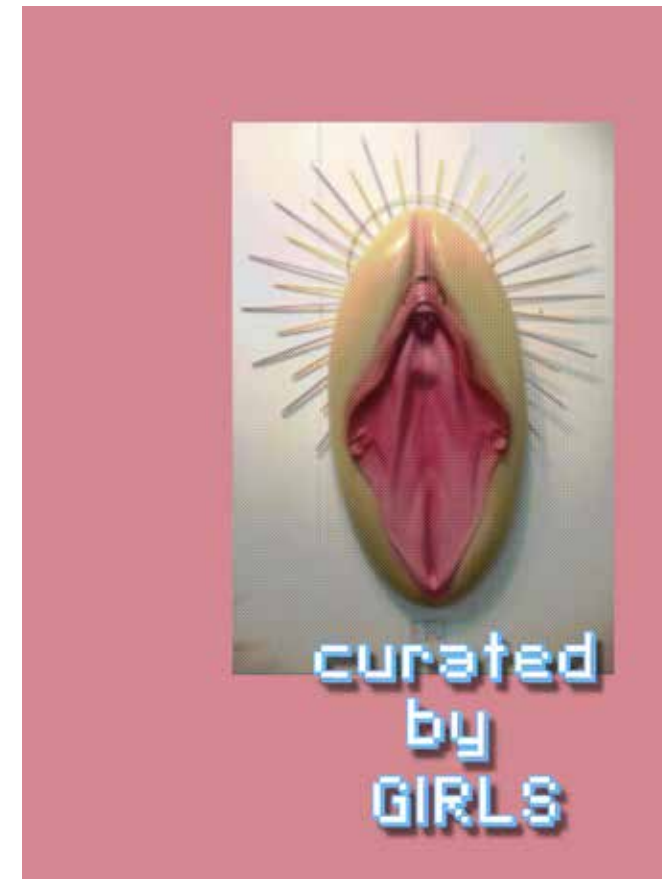
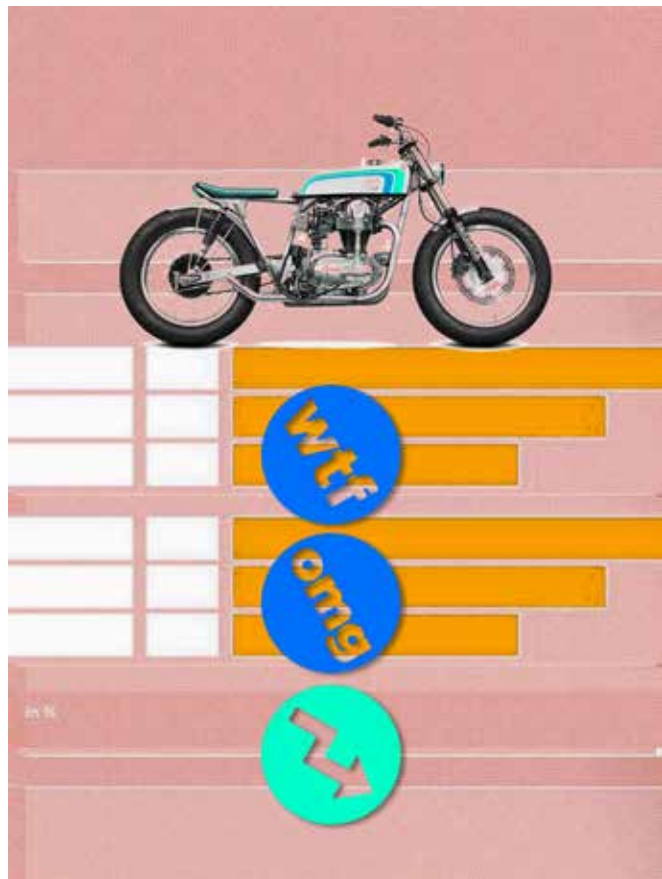
Hetzefrei!

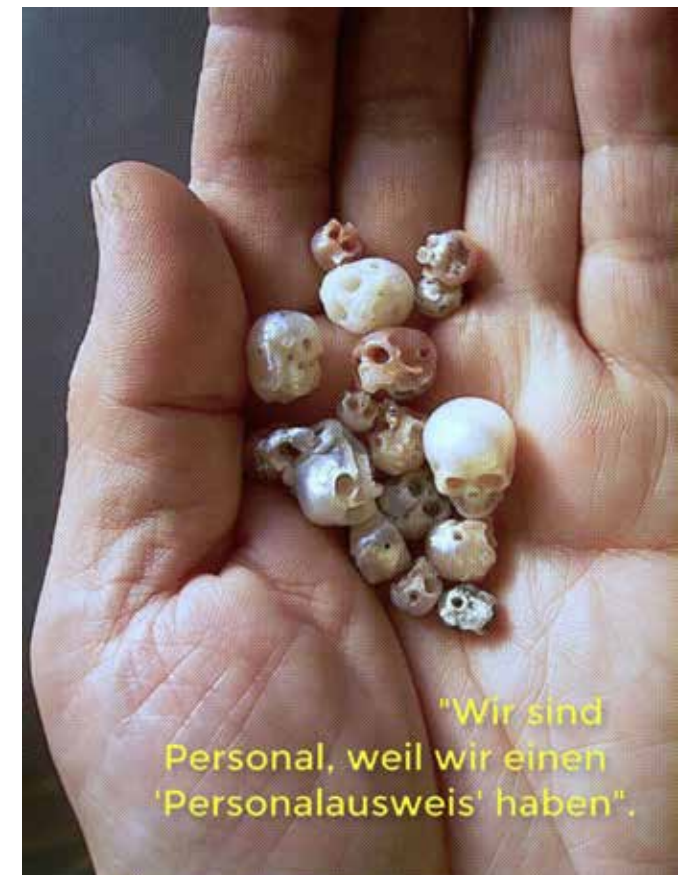
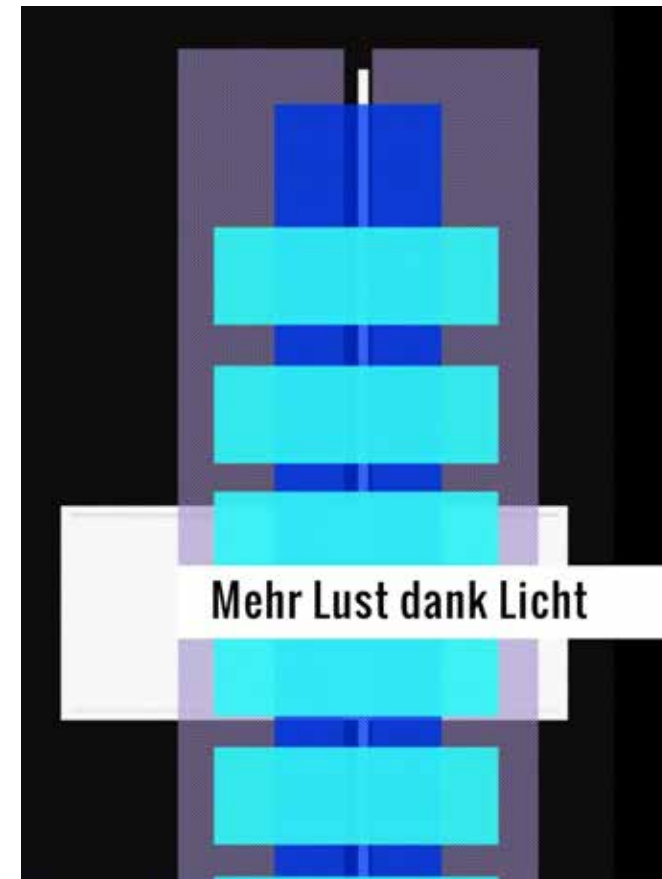
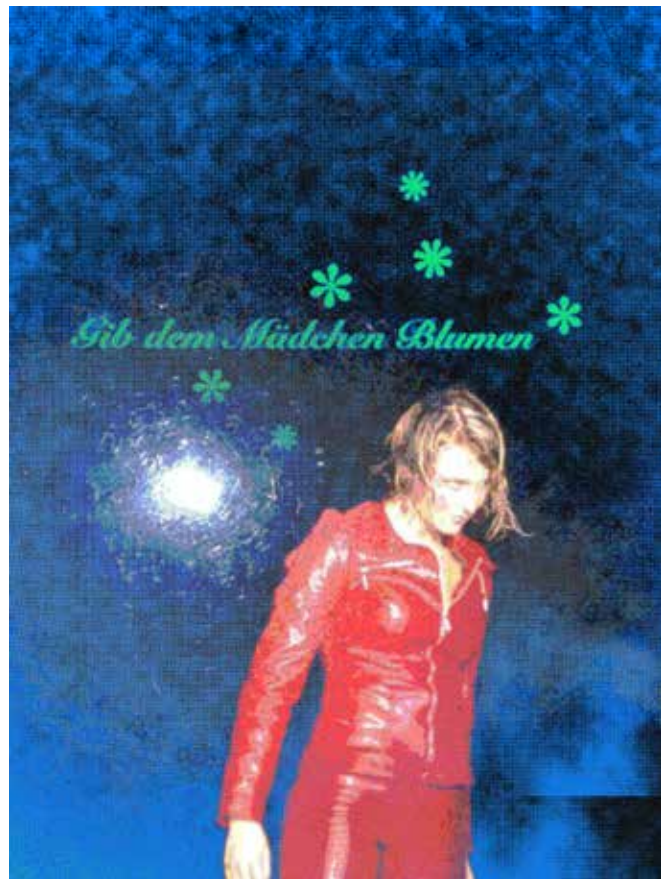
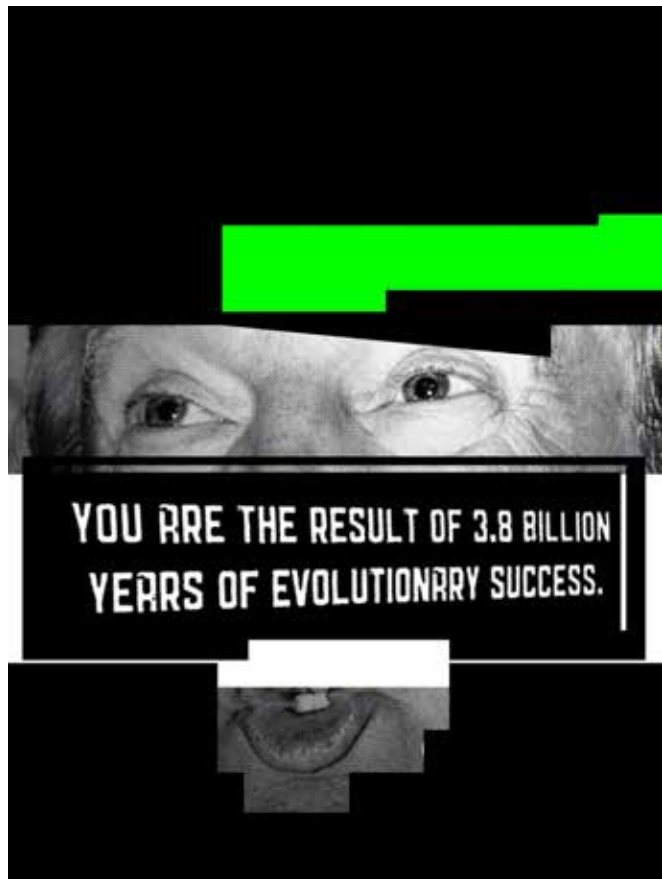


„Wenn wir anfangen, uns sprachlich und tatsächlich an denen zu orientieren, die an Lösungen nicht interessiert sind, verlieren am Ende wir die Orientierung.“





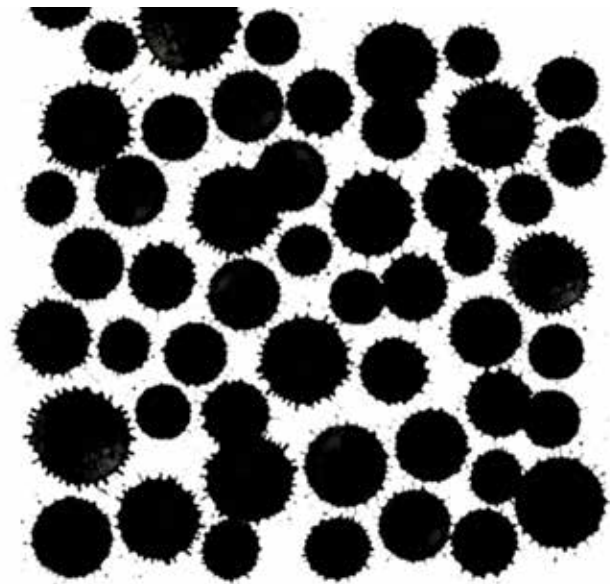




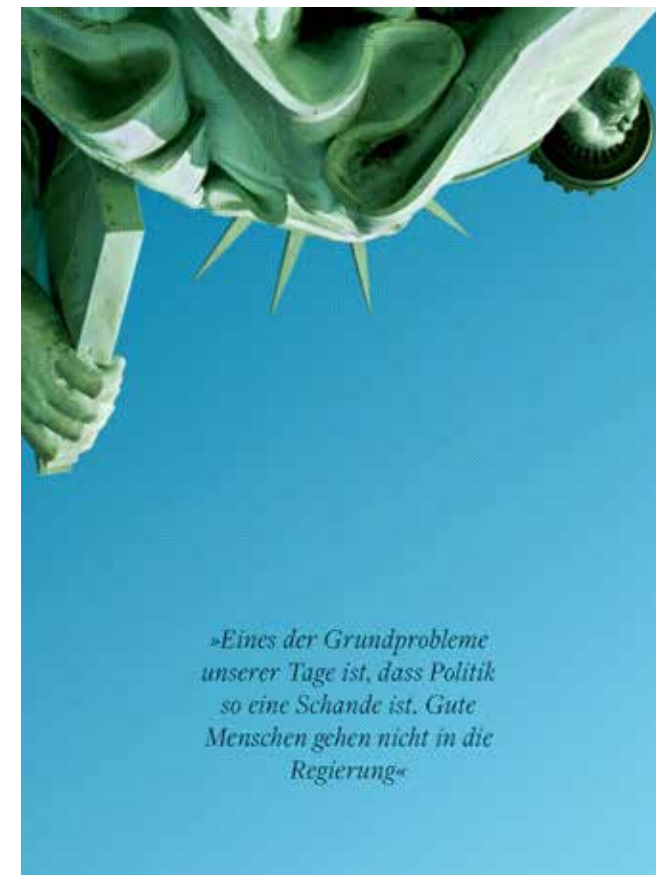
UNTER DEN TRACKS POCHT DIE STOISCHSTE
BASSDRUM ALLER ZEITEN, ALS HÖRE MAN
DEN VERLANGSAMTEN WIDERHALL EINER
TECHNOPARTY AUS WEITER FERNE.



"Das Schlimmste sind nicht
die Bilder an sich, es sind die
Geräusche, die man mit nach
Hause nimmt."

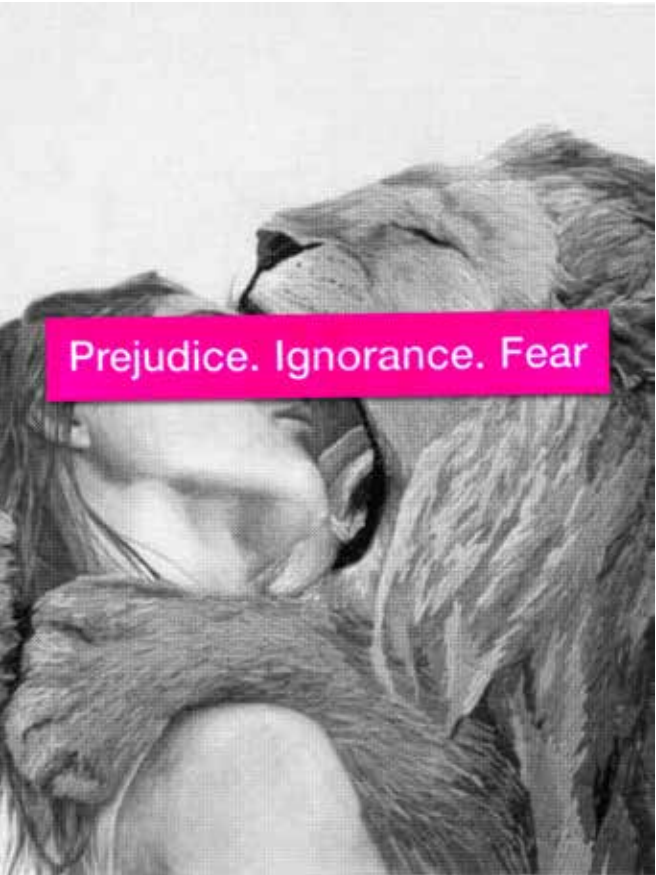


Willkommen zum Treffen der
anonymen zwanghaften
Bastelmaterialsammler.



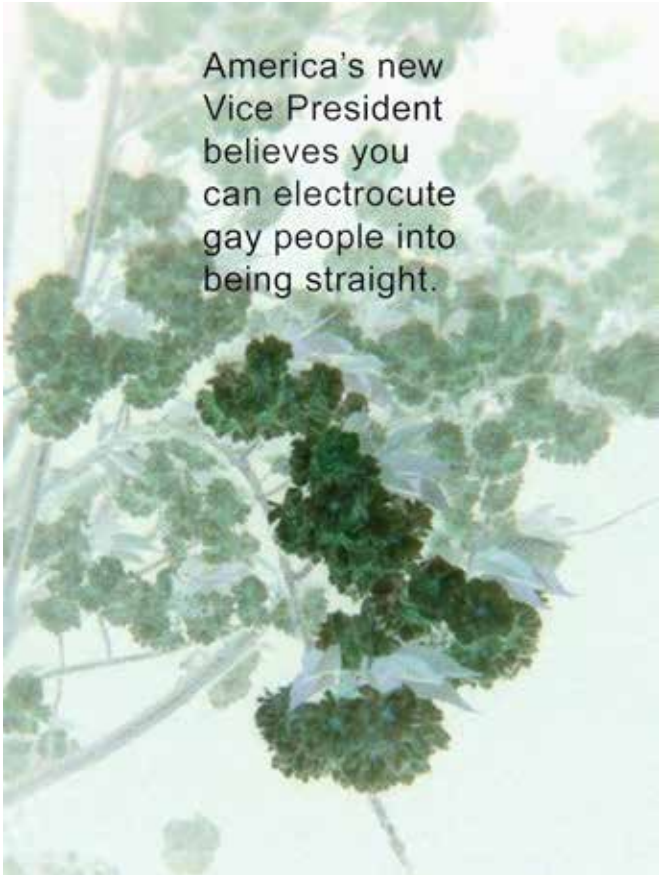
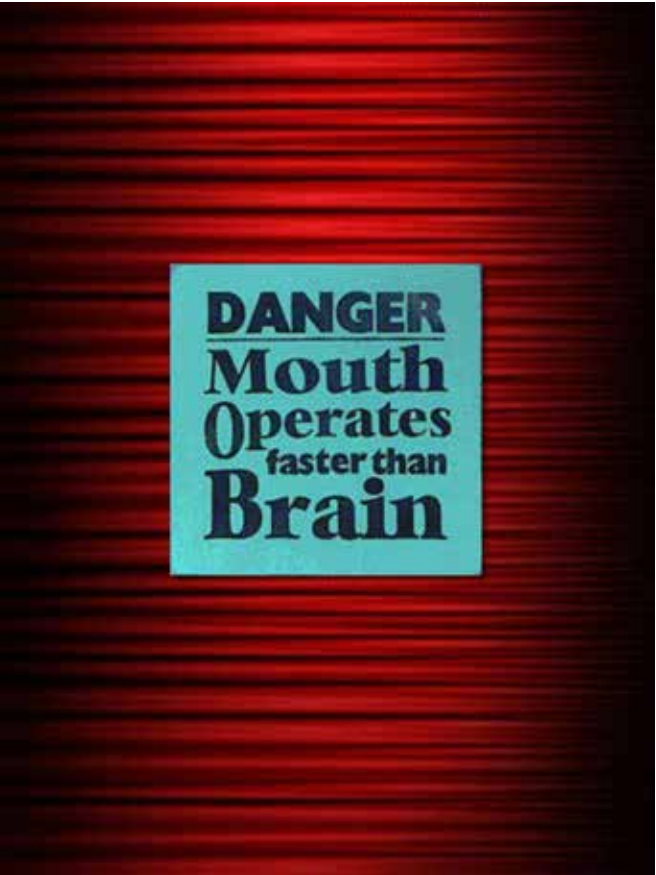
»Eines der Grundprobleme
unserer Tage ist, dass Politik
so eine Schande ist. Gute
Menschen gehen nicht in die
Regierung«





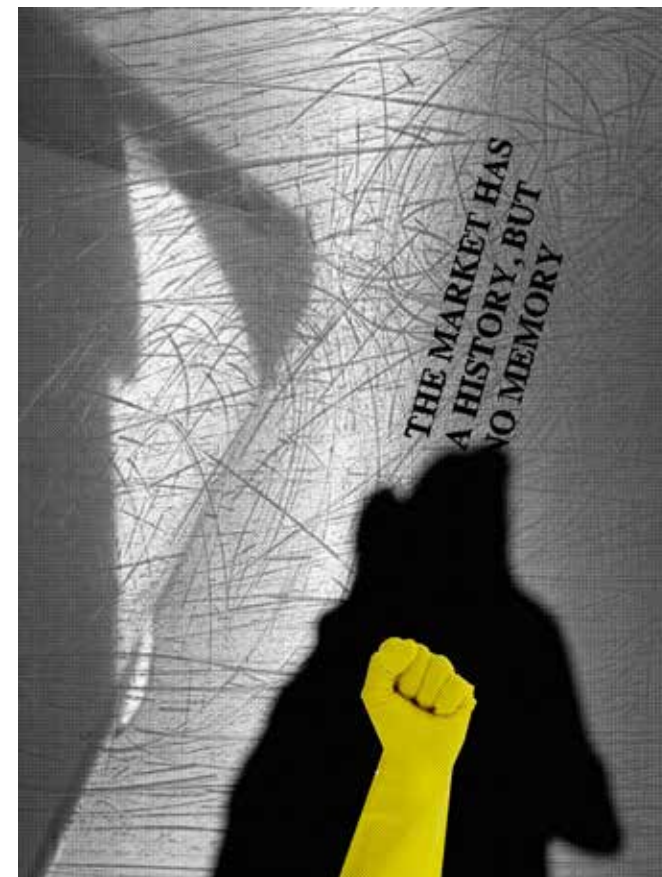
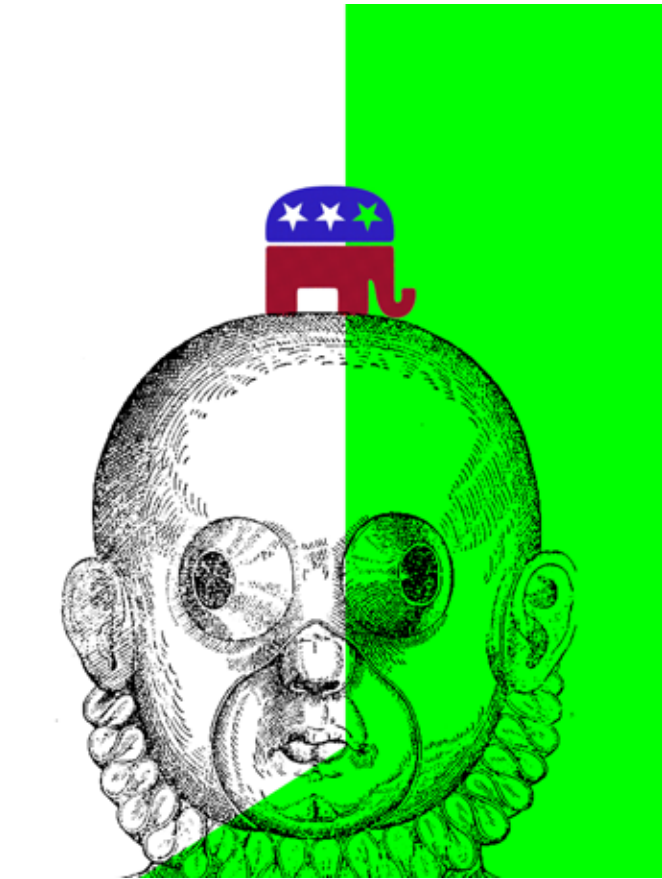
NEVER
UNDERESTIMATE THE
POWER OF STUPID
PEOPLE IN LARGE
GROUPS.

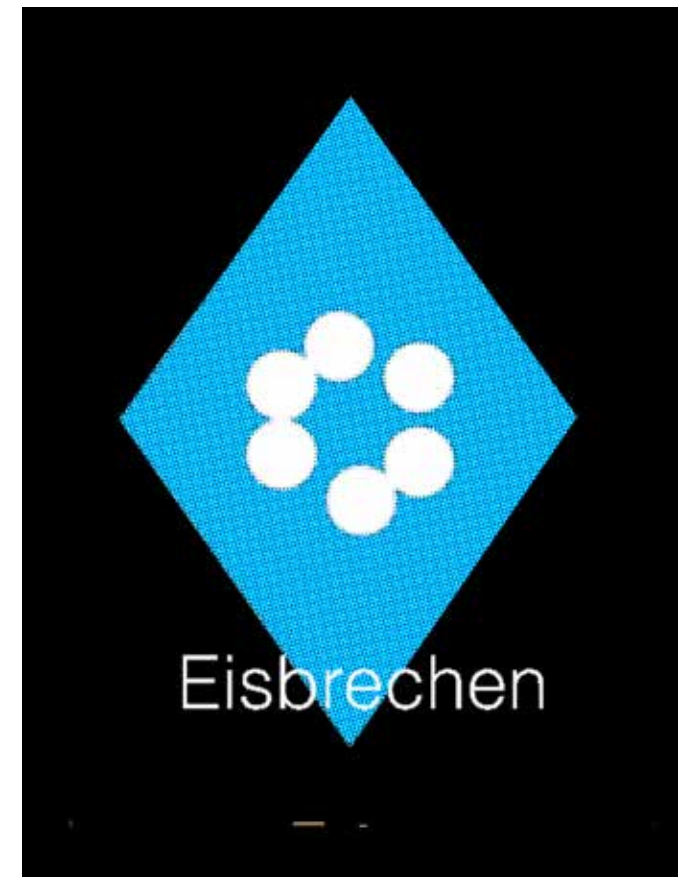


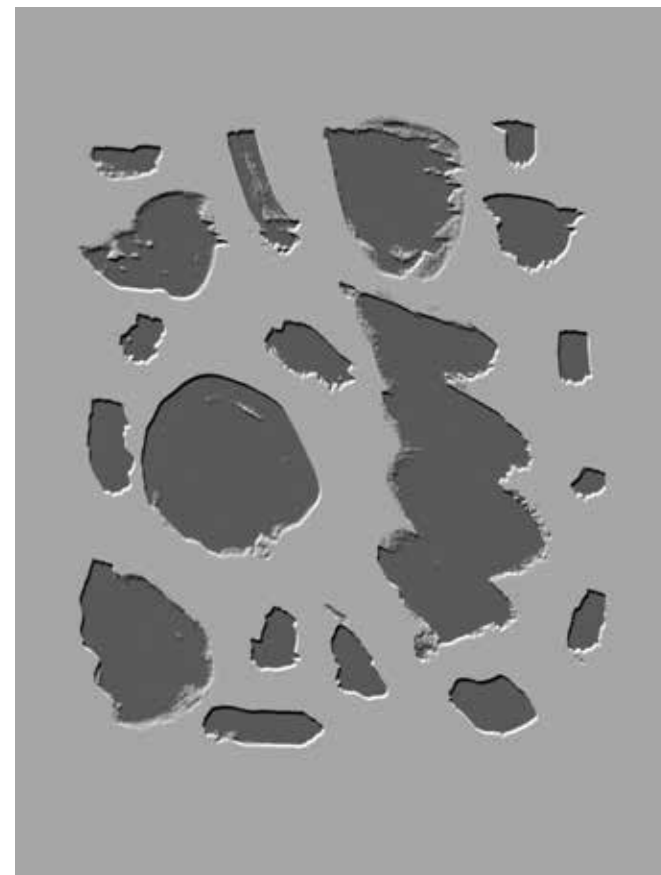
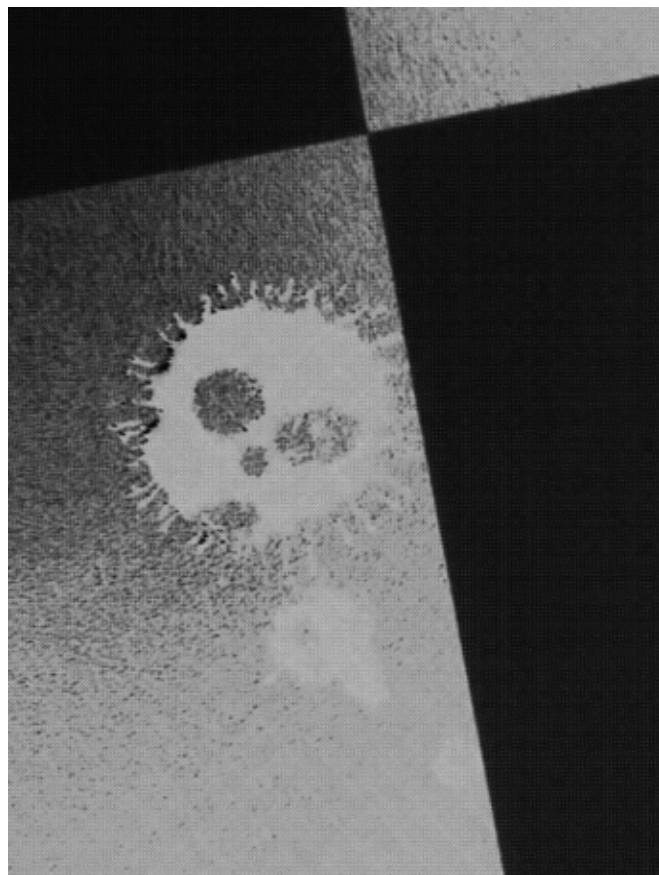


So excited for the season finale of
America.









Bernhard Moosbauer

Kontakt: Handy 0177 7020369 / ex@example.org